

DÜSSELDORFER DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

12/87

Dezember

*

Nicht in den fahrenden Genossen springen, wenn der Zug hält.
(Kurt Schwitters)

*

Redaktion:

Michael Ben, Thomas Neumann

Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/ 3613360

Michael Charlier, Dr. phil., geb. 1944; Publizist, Essen.

Sabine Kebir, Dr. phil., geb. 1949; Lehrtätigkeit an den Universitäten Oran und Algier; u.a.: Die Kulturkonzeption Antonio Gramscis, Berlin/DDR 1979.

Thomas Rothschild, geb. 1942; Literaturwissenschaftler in Stuttgart; journalistische Tätigkeit bei »Frankfurter Rundschau«, u.a. zahlreiche Veröffentlichungen zum politischen Lied, zur Literatur des 20. Jahrhunderts, zu Medienfragen.

Michael Schneider, Dr. phil., geb. 1943; Schriftsteller und Publizist, u.a.: Das Spiegelkabinett, Novelle, 1980; Den Kopf verkehrt aufgesetzt oder Die melancholische Linke, Essays, 1981; Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom, Essays, Aphorismen und Polemiken, 1984; Die Traumfalle, Künstlernovellen, Kiepenheuer & Witsch, Februar 1987.

Michael Springer, Dr. rer. nat., geb. 1944; Physiker und Schriftsteller; Was morgen geschah, Roman 1979; Bronnen, Roman 1981; Leonardos Dilemma, Roman 1986; Hörspiele.

Stephan Wackwitz, Dr. phil., geb. 1952; Deutschlehrer, Literaturwissenschaftler und Journalist, Frankfurt; Friedrich Hölderlin, Metzler-Verlag, Stuttgart 1985.

ISSN 0176—7232

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald

Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211 / 361 33 60
Konto 57 17 004 Deutsche Bank (BLZ 300 700 10)

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli-August)

Abo-Heftpreis 12,-DM (einzeln 15,-) + Versandkosten; Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Vertrieb: Inter-Abo, Postfach 10 32 45, 2000 Hamburg 1

Copyright ©: Verlag Michael G. von Bentivegni-W. GbR

Satz: Debatte; Korrektur: Christel Kauder; Druck: Plitt; Gestaltung: Kurt Weidemann. Anzeigenpreisliste 1/84

Editorial	2
Briefwechsel Dubcek / Gorbatschow	3
Michael Springer Beschreiben und Urteilen	7
Thomas Rothschild Bitte um eine Pause	26
Michael Schneider Teiresias im Exil Zum 100. Geburtstag von Arnold Zweig	31
Ben's HistoMat Mitternachtszeitung für gebildete Leser	40
Stephan Wackwitz Die Welt im Fenster der Kammer des armen Poeten Unterwegs zu einer Theorie des Angestelltenschriftstellers	43
Michael Charlier Die Rückkehr der Titanic	57
Sabine Kebir Blumen — Perlen — Gazellen Patriarchalische Metaphorik und ihre Aufhebung in der Liebeslyrik	61
Zeitschriftenschau — Ein ruhiges Land III	71
Gesamtinhaltsverzeichnis 1 — 12/87 nach Autoren	75

Uns geht es gut: Im »Südwestfunk« (Oktober) fand Uwe Herms, daß die »Debatte« "selbst noch in theoretischen Arbeiten fast elegant geschrieben und komponiert" sei. Das ist freundlich. Noch liebenswürdiger vermerkte er, daß "Agnes Hüfner im genau richtigen Augenblick etwas über die Geschichte der Organisation von Schriftstellern geschrieben hat". Auch Hermann Kurzke fand diese Arbeit aus dem Septemberheft erwähnenswert (FAZ, 10. 10. 87). Anders aber als Uwe Herms, der die »Debatte« "undogmatisch-marxistisch" nennt, empfindet Hermann Kurzke sie als "liberal" (FAZ, 24. 10. 87). Jochen Köhler entdeckte zwischen beiden die Mitte. Im »Hessischen Rundfunk« (Oktober) sagte er: "Daß die Nachfrage nach monatlichen Periodika ausgemacht linker Gesellschaftstheorie und -kritik gegen Null tendiere, wird gerne behauptet." Die Behauptung aber sei widerlegt unter anderem durch das "hochkarätige Diskussionsorgan" »Düsseldorfer Debatte«. Wir haben es gern gehört.

Ganz besonders hat uns eine weitere Aufmerksamkeit erfreut. Wer weiß, daß seit Erscheinen der »Debatte« vor drei Jahren ein Beschluß der DKP vorliegt, der es allen ihr zugewandten Publikationsorganen verbietet, den Namen zu erwähnen, und daß fast alle sich bislang daran hielten, kann den Mut desjenigen erlauben, der diesen Bann durchbricht. Es war Hans Jörg Sandkühler in der neuesten Ausgabe seiner »Dialektik« (14). Den zu erwartenden Schwierigkeiten vorbeugend konnte er selbstverständlich nicht nur Positives an uns erkennen, er mußte taktisch bleiben und nannte die »Debatte« das "Zentralorgan des revolutionären Monologs". Aber wir verstehen. Unter Kennern gilt der Satz, den Engels seinerzeit der flachen Weltvorstellung Dührings entgegenschleuderte: Nicht auf den Namen, auf die Sache kommt es an. Und nicht allein das. Sandkühler nannte uns in einem Atemzug auch das "Zentralorgan des Bruchs". Die taktische Klugheit des Philosophen fand zwei Zentralorgane in einer Zeitschrift. Mehr zu verlangen, wäre anmaßend.

Zu guter Letzt eine Korrektur. In der »Frankfurter Rundschau« (21. 11. 87) berichtet Michael Buselmeier vom Ende des »Kürbiskern« und teilt mit: "Nun plant die DKP ein neues kulturpolitisches Organ — mit welchen Intellektuellen? Hat sie nicht die meisten an die *Düsseldorfer Debatte* verloren (sowie an die FAZ!)" Es ist richtig, daß uns vom Sekretariat der DKP vor Erscheinen des ersten Heftes der »Debatte« das Angebot gemacht worden ist, den »Kürbiskern« zu übernehmen. Wir haben damals abgelehnt, weil wir keine Parteizeitung machen wollten. Es ist aber nicht richtig, daß die meisten Leute vom »Kürbiskern« zur »Debatte« gekommen sind. Leider verband uns recht wenig. Wie wenig, darüber schreibt in dieser Ausgabe Thomas Rothschild: 'Bitte um eine Pause'.

Der Briefwechsel zwischen Alexander Dubcek und Michail Gorbatschow, November 1987

Aus Anlaß des siebzigsten Jahrestags der Oktoberrevolution sind in Moskau zahllose Glückwunschtelegramme und -schreiben eingegangen, darunter auch ein Grußtelegramm von Alexander Dubcek, der der Kommunistischen Partei der CSSR in der Zeit des Prager Frühlings vorstand und nach dem Einmarsch der Warschauer Paktstreitkräfte 1968 abgesetzt und später ins binnenländische Exil nach Bratislava verbannt worden war.

Die »Debatte«, der schon manches Geheimnis aus der kommunistischen Bewegung zugespielt worden ist, erhielt dieser Tage genauere Informationen. Es handelt sich nicht um ein Telegramm, das Dubcek anläßlich der Revolutionsfeiern der Sowjetunion an Gorbatschow schickte, es handelt sich um ein längeres, eigentlich recht umfangreiches Schreiben eher persönlichen Inhalts an den Generalsekretär. Dubcek teilt Gorbatschow die Gedanken mit, die ihn in den Jahren seines zurückgezogenen Lebens offensichtlich beschäftigt haben. Beide Texte, das Schreiben Dubceks und die Antwort Gorbatschows liegen uns vor, allerdings in russischer Sprache. Das Deutsch des Übersetzers hat einen etwas altfränkischen Tonfall, der uns gefiel, so daß wir nichts glätten mochten.

Zum Verständnis beider Texte muß man schließlich wissen, daß Gorbatschow am Rande seiner Reise in die CSSR im vergangenen Jahr erstmals, vermutlich erstmals, mit Dubcek zusammentraf. Und offensichtlich plant der Generalsekretär bei seiner nächsten Reise, das Gespräch mit Dubcek fortzusetzen.

Werter Genosse Michail Gorbatschow!

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Na-

tur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu den mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziel zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr wert als jeden anderen zu endigen — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie als ein Russe geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese östliche Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum östlichen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensperiode, wo die Seele sich aus der äußeren Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und östliche Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, daß Ihr bildender Geist sich erschuf, korrigieren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen vonstatten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist bei der Reflexion zu nehmen genötigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie hatten also eine Arbeit mehr, denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergangen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurteile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimnis

ist), ist die schöne Übereinstimmung Ihres philosophischen Instinkts mit den reinsten Resultaten der spekulierenden Vernunft. Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könne es keine größeren Gegensätze geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der spekulative nur mit Gattungen zu tun. Ist aber der intuitive genialisch, und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Notwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit begründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriffe bin — verzeihen Sie es dem lebhaften Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat; und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht.

Alexander Dubcek

Bratislaw, den 2. 11. 1987

Werter Alexander Dubcek!

Zum Geburtstag unserer Revolution hätte mir kein angenehmeres Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie, mit freundschaftlicher Hand, die Summe meiner Existenz ziehen und mich, durch Ihre Teilnahme, zu einem emsigeren und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so

unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so selten Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gang Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.

Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihrer irdischen Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnahme für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene finden sich mehr in unserer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist.

Ich hoffe bald einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, und dann wollen wir manches durchsprechen.

Michail Gorbatschow

Moskau, den 5. 11. 87

Otto Neurath: Die Vorstellung, daß man ein fernes Ziel von einiger Bestimmtheit verfolgen könne, muß der Marxist ablehnen, weil er ja die Zielvorstellung selbst als wesentlich bedingt durch den Zeitzustand ansieht. Es kann sich nur um eine ungefähre Richtungsangabe handeln.

Michael Springer

Beschreiben und Urteilen

Vorbemerkung

Erst unterwegs beim Schreiben des Folgenden ist mir aufgefallen, daß ich einiges stillschweigend vorausgesetzt habe, das überhaupt nicht selbstverständlich ist:

a. Mit Schreiben meine ich Prosa schreiben (ähnlich unwillkürlich wie Molières »Bürger als Edelmann«, der ja durch die Belehrung sehr geschmeichelt ist, daß er, ohne es zu wissen, immer schon Prosa redet).
b. Mit Schreiben meine ich vor allem Beschreiben, obwohl man das Schreiben vielleicht mit mehr Recht als eine Form des schriftlichen *Erzählens* sehen kann. — Ich wollte eigentlich immer zwei Methoden der Welt-Beschreibung erlernen: die physikalische und die literarische. Für die erste studierte ich Physik und Mathematik; die zweite erwirbt man natürlich autodidaktisch, erst lesend, dann schreibend. Außerdem machte ich aber noch einen kurzen Versuch, das Schreiben bei einem Fachmann zu lernen. Der Schriftsteller Gerhard Fritsch bot in den frühen sechziger Jahren einen Schreibkurs in der Österreichischen Gesellschaft für Literatur an; er stellte da am Anfang die Aufgabe, eine Schachtel »Dreier« zu beschreiben, eine flache, hellgrüne Zigarettenschachtel. Das brachte mir zwar nicht viel, bestärkte mich aber in der Meinung, schreiben sei beschreiben, also das Unternehmen, "die Welt mit Sprache zu bedecken", wie Roland Barthes gesagt hat: es gibt für dieses Unternehmen nichts Unwichtiges; es geht darum, ein Welt-Modell oder Welt-Bild aus Sprache zu errichten, zwar reduktiv, aber nichts auslassend. Da werden nicht Geschichten erzählt, da werden Pseudowelten entworfen (mich interessierten früher nie die Geschichten-erzähler, immer die Weltbildner). Dieser Ehrgeiz ist demiurgisch, er treibt sich in den leeren Räumen um, die von Gott verlassen sind — und er kopiert die Methode der Wissenschaft, indem er das erzählende Subjekt aus der zu beschreibenden Welt herauszieht — so wie man eine perspektivische Verzerrung aus der Welt schafft, indem man den Blickpunkt rückwärts ins Unendliche hinausschiebt. — Damals erschienen mir alle 'Geschichten' als bloße Vorwände für Beschreibungen, für Protokolle von Wahrnehmungen, und das Schreiben nannte ich insgeheim: die Wissenschaft vom Augenblick.

Belebte Beschreibung

Angenommen, man will etwas beschreiben. Zum Beispiel hat man sich als Schriftsteller die Aufgabe gestellt, eine Figur von hier nach da zu befördern — nicht unbedingt räumlich im Rahmen einer Reise; vielleicht will man sie entwickeln und setzt sie deshalb einer Erfahrung aus, etwa einer Landschaft.

Aber nicht nur Schriftsteller wollen beschreiben. Jemand schreibt einen Brief aus dem Urlaub über das Wetter, die Pensionsgäste, die auffallende Nase eines Kellners, das Meer und er beginnt mit der Frage: "Wie soll ich dir das beschreiben?"

In der Schule übt man die Bildbeschreibung; oder man lernt die Kategorie der 'belebten Beschreibung' kennen. Da werden Vorgänge der unbelebten Natur beschrieben, so als wären die Dinge handelnde Personen. Etwa so: Der Donner grollt, die Wolken ziehen, die Sonne lacht, das Getreide wiegt sich im Wind, die Blumen öffnen ihre Kelche, der Rauch steigt auf, die Autos fahren, die Sonne geht unter.

Diese Beispiele führen vor: Keines stimmt mit dem überein, was wir von der Welt wissen, und es ist kaum möglich, in diesem strengen Sinn etwas wahrheitsgemäß zu beschreiben.

Denn die Wolken ziehen nicht, sondern werden von Luftströmungen bewegt. Die Sonne lacht nicht, sondern ist eine starke Quelle elektromagnetischer Strahlen, deren sichtbaren Teil wir direkt wahrnehmen, wenn zwischen uns und der Sonne keine Wolken sind, und das wiederum freut uns, weil wir ein Teil der irdischen Natur sind, deren fast ausschließliche Energiequelle (neben dersonnenähnlichen Wärme des Erdinneren) die Sonne ist; und wenn die Wolken die Sonne nicht verstellen, erleben wir die lebensfördernde Sonnenenergie so als ob die Sonne zu uns freundlich wäre.

Das Getreide wiegt sich nicht im Wind, sondern führt wegen der Elastizität der Halme im Luftstrom Schwingungen aus, die sich als Wellen über das Kornfeld fortpflanzen. Die Blumen haben keine Muskeln, um ihre Kelche zu öffnen. — Allerdings wird die Kritik der Beschreibung in diesem Fall schon ziemlich beckenmesserisch: Blumen sind lebende Organismen, die sich als solche gegenüber dem Rest der Welt relativ autonom verhalten, auf Veränderungen in der Umwelt reagieren. Das ist zwar kein willkürliches Handeln gestreifter Muskeln, die etwa eine Hand öffnen können — aber die belebte Beschreibung beschreibt hier etwas Lebendiges und liegt nicht vollkommen daneben. Streng genommen

müßte man aber immer darauf achten, in einer wahrheitsgemäßen Beschreibung jenes teleologische Mißverständnis aus der Beschreibung zu verbannen.

Noch kleinkrämerischer ist die Kritik an dem Satz "Der Rauch steigt auf", der in jedem Sachbuch Gnade fände: sicher kann der Rauch nicht steigen wie ein Reinhold Messner, aber er bewegt sich aufwärts — nein, er wird von warmer Luft aufwärts bewegt; denn diese strebt (eine streng genommen auch nicht wahre Beschreibung) aufwärts, weil sie leichter als die umgebende kalte Luft ist. Ein besonderer Fall sind die "fahrenden" Autos, die einstweilen in Wirklichkeit noch gefahren werden müssen, aber in Zukunft sicher automatisch ihren Weg finden werden.

Über all diese ganz zufällig gewählten Beschreibungen ist also ein hartes Urteil zu fällen: Sie sind falsch. Wie kommt das? Ein Urteil über einen Beschreibungssatz stellt fest, ob er wahr oder falsch ist. Und als wahr beim negativen Urteil über die belebte Beschreibung hat eine bestimmte Beschreibung gegolten: nämlich die wissenschaftliche Naturbeschreibung, das heißt, die Beschreibung der Wirklichkeit mit Hilfe physikalischer Gesetze, die in mathematischer Sprache formuliert sind.

Gemäß diesem engen Kriterium für richtige Beschreibungen sind aber selbst alle normalsprachlichen Sätze, die in den physikalischen Büchern zwischen den mathematischen Formeln stehen, auch nur Krücken. Es gibt kaum Formulierungen, die so sehr jedes lebendigen, animistischen, magischen Beigeschmacks ledig sind, daß sie nicht nach belebter Beschreibung aussehen. Alle aktiven Verben, alle Reflexivkonstruktionen — 'bewegt sich', 'nähert sich', 'steigt auf', 'vereinigt sich' — sind nicht wirklich richtig. Alle Sätze, in denen nichtbelebte Subjekte so mit einem Verb gekoppelt sind, daß der Satzgegenstand zu handeln scheint, sind unwahr: 'Die Welle trifft den Spiegel', 'Die Evolution kennt kein Ziel'.

Gnade finden vor diesem engen Wahrheitskriterium nur wenige Verben, vielleicht 'fallen'. — 'Der Stein fällt.' — 'Fallen' ist (neben dem in seiner Eigenaktivität schon zweideutigeren 'stoßen') eines der wenigen Verben mit aktiver Form und passivem Inhalt; deshalb trifft es die Anforderung an die Beschreibung der auf seltsam passive Weise aktiven Welt der Physik ganz gut. Schon weniger gut paßt 'bewegen', das als aktives Verb sofort nach einem Subjekt schreit und zur Frage nach dem ersten Beweger führt — eine Frage, die aus der Philosophie kommt und in der Sprache der Physik Gott beweisen will, eine Frage also, die in der Physik und in ihrer Welt nichts verloren hat.

Also behilft man sich mit der Krücke der reflexiven Form: Der Stein bewegt sich, der Stern bewegt sich. — Aber das ist viel zu aktivistisch! Nichts und niemand bewegt den Stern, sofern er weit weg von anderen Kraftzentren durchs Weltall treibt, am wenigsten bewegt er sich selbst. Die Trägheitsbewegung ist der Inbegriff von Passivität, alle äußeren Einflüsse fehlen; so ist die gleichförmige Bewegung, nicht die Ruhe, das elementarste Ereignis; sie ist in der Natur das Entwicklungsfernste, gewissermaßen das Toteste. Es hat Jahrtausende gedauert, mindestens von Aristoteles zu Galilei, bis man einsah, daß in der Natur nicht Ruhe, sondern gleichförmige Bewegung das Einfachste ist. Wenn man in der Natur etwas in Ruhe läßt (es nicht von außen beeinflußt), dann bewegt es sich. Kein Stillstand ohne Bremsen.

Am Ende dieser Überlegung erscheint die nichtmathematische Sprache als bloße Beschreibungs-krücke: unsere geerbte Umgangssprache treibt belebte Beschreibung mit einer Welt, die 'an sich', 'eigentlich' und 'in Wahrheit' mathematisch beschrieben werden muß.

Kein Wunder. Die Sprache ist ja nicht als Instrument zum wissenschaftlichen Beschreiben entstanden, sondern als Signalmittel für Jäger und Sammler, die mit der Zeit Viehhaltung und Nahrungsanbau lernten. Um zu überleben, mußte man vor allem das Verhalten anderer Lebewesen verstehen; leblose Prozesse beschrieb man wie Handlungen von Lebewesen: Das Feuer brach aus, weil der Blitz einschlug, als hätte das Feuer, schon immer ins Holz gesperrt, auf seinen Ausbruch gelauret, bis der Blitz ins Holz schlug wie ein Donnerkeil.

Die Sprache, die wir sprechen und schreiben, handelt immer noch von einer Welt, die flach ist, darüber wölbt sich das Himmelszelt, an dem nachts die Sterne blinken, über das die Wolken ziehen und von dem, bevor sie untergeht, die Sonne lacht. In dieser Welt findet alles seinen 'natürlichen' Platz. Das meiste will hinunter, wenn man es hochhebt, weil es oben nichts verloren hat, aber es beruhigt sich, wenn es den Boden erreicht hat, wo es hingehört. Anderes will hinauf, es steigt empor, etwa der Rauch, mit dem unsere griechischen Vorfahren ihre Götter ernährt haben.

Als Beschreibungsinstrument muß die Sprache immer veraltet wirken, weil sie sich langsamer verändert als die Weltbilder, die sie beschreiben soll. Daß jeder Satz aus Subjekt und Prädikat besteht, macht automatisch jeden Satz zu einer belebten Beschreibung, in der ein Satzgegenstand etwas zu tun scheint. In den formalen Sprachen, die zur wissenschaftlichen Beschreibung der Welt konstruiert werden, wird darum diese Zusammensetzung aus Haupt- und Zeitwörtern bewußt aufgegeben.

Nicht Wörter entsprechen den Dingen und deren Handlungen, sondern Sätze entsprechen Ereignissen (Russell, Whitehead) oder Sachverhalten (Wittgenstein) und werden auf ihre Wahrheitswerte geprüft, indem das behauptete Eintreten eines Ereignisses oder das Bestehen eines Sachverhalts kontrolliert wird. Und diese Behauptungssätze sind die Atome der Beschreibung, nicht weiter teilbar in Wörter: Wörter sind die Atome der Umgangssprache, Sätze die der Wissenschaftssprache.

So endet die Vertreibung jeder Spur von Anthropomorphismus, in der die Naturwissenschaft die Garantie ihrer Freiheit von Illusionen sieht, mit der Eliminierung von Satzsubjekten und Tätigkeitswörtern aus der Beschreibung von Wirklichkeit. Die Hochachtung, mit der heute von der besonderen 'Wahrheit der Literatur' und ihren Beschreibungsformen die Rede ist, hat oft etwas unwillkürlich Herablassendes; so reden Politiker von Minderheiten.

Schon hier will ich anmerken, daß die Naturwissenschaft an ihrem Beginn die Garantie wissenschaftlicher Wahrheit keineswegs in der Vertreibung des Anthropomorphismus erblickt hat. Im Gegenteil: das neuzeitliche Denken emanzipiert sich vom mittelalterlichen gerade, indem der menschliche Blick — etwa der Blick durch Galileis Fernrohr auf die Monde des Jupiter — für fähig erklärt wird, die Wahrheit direkt wahrzunehmen, anstatt sich in die Schriften der Propheten und des Philosophen Aristoteles versenken zu müssen. Der Augenschein kommt zu seinem Recht. Er ist anfangs geradezu gleichbedeutend mit empirischen Beweisen. Wie wir gleich sehen werden, ist es diese Traditionslinie der Naturbeobachtung, die Goethe mit seiner Farbenlehre gegen Newtons Optik, ja eigentlich gegen den Beginn der mathematischen Naturwissenschaft überhaupt ins Treffen zu führen versucht.

Erst mit der Newtonschen Mechanik, einem mathematisch formulierten System physikalischer Axiome, etabliert sich die erneute Abwertung des menschlichen Augenscheins. In dieser Mechanik triumphiert die mathematische Objektivität über den Augenschein, nachdem er sich gerade erst von der theologischen Objektivität der Scholastik emanzipiert hat. Ausgedrückt in der Sprache unserer fünf Sinne, ließe sich sagen: nachdem alle unsere Sinne gegenüber der theologischen Überlieferung gemeinsam ihr Vorrecht zur Naturbeschreibung wiedergewonnen haben — was wir sehen, hören, tasten, riechen und schmecken, ist wahr — gewinnt unter diesen Sinnen der Tast- und Bewegungssinn die Oberhand über alle anderen. Die Mechanik erklärt alles aus Bewegung, Berührungen, Stößen und Kräften; wir müssen gleichsam die Augen schließen und uns auf unsere Haut- und Muskelerlebnisse verlassen, um das Wesen der Naturvorgänge zu 'begreifen' (das ist ein Wort des Tast-

sinns). Der englische Philosoph John Locke sprach in diesem Sinn von primären und sekundären Sinnesqualitäten: Nur die primären Qualitäten wie Schwere, Ausdehnung sind unverfälschte Botschaften der Wirklichkeit; die anderen, die wir sehen, hören und riechen, sind täuschungsfähig, unzuverlässig. Nach Locke haben die Philosophen, vor allem Kant, bald gefunden, daß es keinen Grund gibt, aus dem die Kritik der Sinne vor dem Tastsinn haltmachen sollte, und die Wirklichkeit galt Kant als "Ding an sich", der sinnlichen Erfahrung insgesamt nicht mehr unmittelbar zugänglich. So steckt schon in diesen Folgen der klassischen Mechanik die 'Unanschaulichkeit' der Naturbeschreibung, die wir heute an der modernen Physik konstatieren, und diese erneute Unanschaulichkeit sollte besser 'Unbegreifbarkeit' heißen, wenn 'begreifen' noch ein Wort aus der Sphäre des Tastsinns wäre und nicht längst ein Fachausdruck der Philosophen.

So hat die Wirklichkeit sich unseren Sinnen mehrmals genähert und wieder entzogen. Die Renaissance und die Aufklärung entdecken die Natur als Fest der Sinne; nichts schiebt sich zwischen die sinnlich-technische Neugier des Leonardo da Vinci und ihren Gegenstand — nicht mehr die Monopolisierung der Wahrheit durch die Kirche im Mittelalter, noch nicht die Unanschaulichkeit der Naturwissenschaften in der Moderne. Die hohe Zeit der umgangssprachlichen literarischen Beschreibung ist aber verbunden mit Epochen, in denen die Sinne alles buchstäblich unmittelbar 'wahrnehmen' können. Umgekehrt, in Zeiten wie heute, da wir unseren Sinnen nicht trauen können, ist die Literatur in der Krise.

Gibt es literarische Beschreibungsformen, die nicht 'belebt' (animistisch, magisch) sind?

Zu der geschilderten Situation — die Sprache ist ein veraltetes Beschreibungsinstrument — kann man sich auf mehrere Weisen verhalten: restaurativ, destruktiv, ironisch, integrativ.

Restaurativ — Zum Beispiel: humorvoll. Die sogenannte Ironie des Thomas Mann ist ein restaurativer Humor. Dem Mann war die moderne Welt der Wissenschaft durchaus ein Stoff: lange Passagen im »Zauberberg«, etwa ein Kapitel, worin Hans Castorp Bücher über Kosmologie und die Entstehung und Evolution des Lebens studiert; im »Doktor Faustus« zu Beginn Szenen mit Adrian Leverkühns Vater, der Kristallalaune züchtet, die wie Vorformen des Lebens aussehen; während der Vater davon Tränen in den Augen bekommt, daß es nicht ganz zum Leben reicht, schüttelt sich der junge Leverkühn vor "satanischem", eigentlich humorvollem, gemütlichem Lachen. — Oder im »Felix Krull« gegen

Ende der Astronom Kuckuck, der im Zugabteil seinem Zuhörer durch kosmologische Schilderungen einen euphorischen Zustand beschert, den Krull bei sich die "große Freude" nennt.

Doch all diese Beispiele bei Thomas Mann sind humorvoll, heimelig, gemütlich. Aus der Spannweite der Kluft zwischen Sinnen und Wissen ergibt sich ein Schmunzeln, als wäre die Kluft bloß ein Witz. In gewissem Sinn — in dem Sinn des schrecklich gemütlichen Satzes "Das Leben geht weiter" — ist sie das auch: Von der Kumpanei des gesunden Menschenverstandes aus betrachtet sind die Wissenschaftler Spinner, die sich den Kopf zerbrechen über Lichtjahre, Quantensprünge und Quark-Teilchen, und das alles ist so nah und bedrohlich wie wenn in einem Gespensterroman etwas an die Tür klopft, oder so fern und schön wie der Kilimandscharo in einem Abenteuerbuch: Kurz, zugleich mit dem folgenlosen Wissen steigt bloß die Gemütlichkeit.

Diese Haltung ist natürlich die Voraussetzung dafür, daß Thomas Mann so auffallend gut beschreiben kann. Der Blick des Erzählers fällt auf Details, die er einerseits penibel protokolliert, so als wäre sein Auge ein Observatorium, eine Wahrheitsinstanz, andererseits wird das Wissen um die moderne Fragwürdigkeit der sinnlichen Wahrnehmung immer mitgeschrieben und macht die spöttische Distanz des Stils perfekt.

Destruktiv — Ich habe Franz Kafka zuerst so verstanden, als beschreibe er, wie das menschliche Individuum sich in der wissenschaftlichen Welt zu einem Traum verflüchtigt (sicher ist das bei weitem nicht alles, was in Kafkas Werk steckt), so als stünde über seinem Werk der Satz "Im Kampf zwischen dir und der Welt sekundiere der Welt", und als wäre mit Welt die der Wissenschaft gemeint.

So gesehen beschreibt Kafka das Ende des Auseinanderdriftens von Sinneserfahrung und Gewißheit, deren maximalen Abstand. Wo meinen Sinnen nicht zu trauen ist, entsteht Gewißheit nur durch gemeinsame Tätigkeit, zum Beispiel wissenschaftliche Arbeit oder irgendeine andere Brotarbeit, oder durch das passive Einverständnis mit meinesgleichen. Die Brotarbeit Kafkas bestand darin, Fabrikarbeitsunfälle für eine große Versicherung zu begutachten, und seine Gemeinsamkeit war die mit der jüdischen Minderheit innerhalb der tschechischen Sprachgruppe innerhalb einer zerfallenden deutschsprachigen Monarchie. Die Arbeit, die vom Vater gewünschte Karriere und die Möglichkeit einer Ehe erlebte Kafka derart, daß er den Ausbruch einer schweren Lungenkrankheit als Befreiung begrüßte; die einzige Arbeit und die einzige Gemeinsamkeit, die er anerkannte, war das Schreiben. Die Wahrheit, die er mitteilen konnte, war, daß es keine mitteilbare Wahrheit gibt. Diesem Paradox ver-

suchte er gerecht zu werden, indem er testamentarisch verfügte, seine Schriften zu verbrennen.

Kafka beschreibt eigentlich nie, vielleicht außer in einigen Szenen seines ersten Romans »Der Verschollene«. Die gemütliche Ruhe, das Zurücklehnen, das Schauen gibt es nicht. Jeder Satz ist ein unvorhergesehenes Ereignis, nichts ist wie erwartet. Die Überbrückungs- und Pseudowirklichkeitsfunktion des literarischen Beschreibens, das den Leser wie einen Reisenden durch die Landschaft des Romans transportiert, in der er sich an Wiederkehrendem orientieren kann — Thomas Mann zum Beispiel setzt das raffiniert ein — ist nicht Kafkas Sache. Hauptperson und Leser sind mit dem ersten Satz schon verlorengegangen und finden nicht zurück, weil nichts einmal Bekanntes wiederkehrt. Jeder Satz ist ein Ereignis, auf das nicht zurückgekommen wird. Zwar versucht die Hauptfigur immer wieder, rhetorisch auf etwas zurück und dadurch zur Besinnung zu kommen, aber längst hat alles sich verwandelt, ist vergessen, der wichtige Zuhörer ist eingeschlafen, der wache hört nicht zu, als hielte er sich in einer anderen Welt auf.

Kafka vertreibt jede mögliche Idyllisierung, wie sie mit belebten Beschreibungen unweigerlich verbunden ist, indem er die Zerstörung der Grenze zwischen Belebtem und Unbelebtem zum Alptraum macht. In der Erzählung »Die Sorge des Hausvaters« entwickelt die Zwirnspele namens Odradek ein unberechenbares Eigenleben. Zu Beginn von »Das Schloß« könnte das Rauschen und Flüstern des Telefons die alles entscheidende, freilich unverständliche Botschaft mitteilen. In der »Strafkolonie« ist die schließliche Fehlfunktion der Foltermaschine nicht mehr zu unterscheiden von der bewußten Revanche des Knechts, der seinen Herrn tötet.

Destruktive Schreibformen müssen nicht ohne Beschreibungen sein, im Gegenteil. Der französische Nouveau Roman, vor allem Robbe-Grillet, beschreibt überhaupt nur noch. Nichts ereignet sich, alles ist nur da. Die Beschreibung schmiegt sich sklavisches an die unbelebten Objekte; sie versucht als unbelebtestmögliche Beschreibung die klassische Optik und Mechanik zu kopieren und opfert dafür das Subjekt; es ist Objekt unter Objekten, und irgendwo im Text treibt sich heimatlos ein Bewußtsein herum und schreibt das auf.

Ganz direkt zum Thema macht den Zusammenhang zwischen moderner Wissenschaft und Wirklichkeitsdestruktion übrigens der Science-Fiction-Autor Philip K. Dick. Er entgeht damit einem Problem, das die Science fiction immer bedroht: sie muß immerzu beschreiben, da sie ja in einer unbekannten Wirklichkeit zu spielen beansprucht, die erst einmal litera-

risch dastehen muß; dabei ist unklar, wer sich über diese Wirklichkeit eigentlich so sehr wundert, daß er sie aufschreiben muß. Die Hauptperson kann es nicht sein, sie lebt ja darin als in ihrer normalen Gegenwart; und uns längst Gestorbenen zu berichten, was passieren wird, ist ebenfalls sinnlos. — Dick aber beschreibt Wirklichkeiten, die immer gerade zerfallen und andere Wirklichkeitsebenen freigeben; die wirkliche Wirklichkeit gibt es nicht, nur technisch produzierte Scheinwelten, die durch Fehler in der Ausführung Löcher bekommen. Die Beschreibung kommt dadurch gleichsam in Fahrt: sie versucht entweder die entgleitende Ebene festzuhalten oder die darunter ahnbare zu ergänzen. — Da bei Dick die Türen und die Autos sprechen — etwa um die ausständige Miete zu verlangen oder einem Betrunknen vom Fahren abzuraten —, Lebewesen anderer Planeten als Möbel getarnt im Zimmer hocken und Menschen sich als ferngesteuerte Bomben entpuppen, ist dieser Autor alle unfreiwilligen Idyllen der belebten Beschreibung von vornherein los.

Ironisch — Ein Beispiel für den ironischen Umgang mit Sprache als veraltetem Instrument der Beschreibung bietet der Anfang des »Mann ohne Eigenschaften« von Robert Musil.

„Über dem Atlantik befand sich ein barometrisches Minimum; es wanderte ostwärts, einem über Rußland lagernden Maximum zu, und verriet noch nicht die Neigung, diesem nördlich auszuweichen. Die Isothermen und Isotheren taten ihre Schuldigkeit. Die Lufttemperatur stand in einem ordnungsgemäßen Verhältnis zur mittleren Jahrestemperatur, zur Temperatur des kältesten wie des wärmsten Monats und zur aperiodischen monatlichen Temperaturschwankung. Der Auf- und Untergang der Sonne, des Mondes, der Lichtwechsel des Mondes, der Venus, des Saturnrings und viele andere bedeutsame Erscheinungen entsprachen ihrer Voraussage in den astronomischen Jahrbüchern. Der Wasserdampf in der Luft hatte seine höchste Spannkraft, und die Feuchtigkeit der Luft war gering. Mit einem Wort, das das Tatsächliche recht gut bezeichnet, wenn es auch etwas altmodisch ist: Es war ein schöner Augusttag des Jahres 1913.“

Autos schossen aus schmalen, tiefen Straßen in die Seichtigkeit heller Plätze. Fußgängerdunkelheit bildete wolkige Schnüre. Wo kräftigere Striche der Geschwindigkeit quer durch ihre lockere Eile fuhren, verdickten sie sich, rieselten nachher rascher und hatten nach wenigen Schwingungen wieder ihren gleichmäßigen Puls. Hunderte Töne waren zu einem drahtigen Geräusch ineinander verwunden, aus dem einzelne Spitzen vorstanden, längs dessen schneidige Kanten liefen und sich wieder einebneten, von dem klare Töne absplitterten und verflogen. An die-

sem Geräusch, ohne daß sich seine Besonderheit beschreiben ließe, würde ein Mensch nach jahrelanger Abwesenheit mit geschlossenen Augen erkannt haben, daß er sich in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien befinde."

Zunächst scheint das anzufangen wie einer der Romane, die versucht haben, Menschen als Partikel in großen Ensembles zu schildern: als wäre es einer der Großstadtromane wie »Manhattan Transfer« von Dos Passos, wie der »Ulysses« von Joyce, (der ja auch »Dublin« heißen könnte), wie »Berlin Alexanderplatz« von Döblin. In vielen Romanen und Filmen der Vor- und Zwischenkriegszeit gibt es Versuche, eine Stadt mit dem Auge des Statistikers zu erfassen; solche Kapitel gibt es in »Erfolg« von Feuchtwanger ebenso wie in »Ein Mord, den jeder begeht« von Doderer (übrigens spielen diese Kapitel beidemal in der U-Bahn).

Aber Musil schlägt einen anderen Ton an: Die Beschreibung tut, als wäre sie 'wissenschaftlich', und ironisiert zugleich den Versuch, statt vom Wetter von der Meteorologie zu reden, statt vom Einzelnen von der Statistik, statt vom Schicksal von der Soziologie. Wie kommt die Ironie zustande, woraus speist sie sich? Ironisch ist Musil, indem er das wissenschaftliche Beschreiben einer anonymen Großstadtszenerie einerseits als modernes Stilmittel vorführt — dieser Anfang ist ja ungeheuer modern, neu und neugierigmachend — und auf der Stelle, im selben Atemzug seine Undurchführbarkeit andeutet. Denn was fügt es dem subjektiv erlebten und insofern literarisch beschreibbaren Wetter hinzu, wenn wir an die Isothermen und Isotheren erinnern? Sie "taten ihre Schuldigkeit", schreibt Musil und ironisiert ihre Bedeutung, indem er sie bis zum Unsinn übertreibt. Natürlich machen oder steuern nicht "die Isothermen und Isotheren" das Wetter, so wenig eine Wetterprognose das Wetter steuert. Indem Musil die wissenschaftlichen Begriffe der Meteorologie als Verursacher des Wetters ausgibt, liefert er etwas, was man 'wissenschaftlich belebte Beschreibung' taufen könnte: Die Isothermen treten als handelnde Objekte auf, wie die Götter des Wetters in der Zeit des Mythos.

So zeigt Musil, daß es zwar möglich ist, wissenschaftliche Begriffe in die literarische Beschreibung zu integrieren, doch um den Preis ihrer Literarisierung. Sie funktionieren wie magische, mythische, animistische Begriffe, sie erscheinen als handelnde Subjekte wie Götter. Die Wissenschaft wird hier ironischerweise zur belebten Beschreibung. Ein ironischer Idealismus wird ausgespielt, das Verhältnis von wissenschaftlichem Begriff und Natur auf den Kopf gestellt: Die Begriffe regieren über die Natur, als wäre die Welt das Produkt der wissenschaftlichen

Ideenwelt und nicht umgekehrt die wissenschaftliche Beschreibung aus der Naturwirklichkeit abstrahiert.

Musil schlägt auf den ersten Zeilen das große Thema seines unvollendeten und unvollendbaren Buches an: Die Moderne, das heißt die wissenschaftliche Welt, stellt den Menschen vor ein Dilemma, auf das er nur falsch reagieren oder dem er sich nur ironisch entziehen kann. Entweder der Mensch behauptet das altmodisch gewordene 'Menschliche' gegen die Wissenschaft (so wie Ulrichs Freund Walter), oder er nimmt sich vor, absolut modern zu leben und kasteit seinen Körper sportlich wie ein Werkstück auf der Drehbank — oder er nimmt sich frei wie Ulrich, um experimentell zu prüfen, was für ein Leben heute dem Einzelnen noch möglich sein kann; und diese vorläufige Lebensform als "Essayismus", als prüfendes Innehalten, als "taghelle Mystik" ist Musils Vorschlag: da noch keine Antwort auf das Dilemma abzusehen ist, das Dilemma auszuhalten, zu prüfen, nicht aber sich ihm zu entziehen durch einen Entschluß, der vorläufig nur auf eine Dummheit hinauslaufen kann. — Die Dummheit weiß auf alles eine Antwort; die Ironie weiß auf alles eine Frage.

Integrativ — Denken wir uns, die Wissenschaft erreicht im Laufe ihres Fortschritts einen Stand, wo sie von sich aus die Kluft schließen kann, die sie anfangs aufgerissen hat.

(Zur Erinnerung: Welche Kluft? Wenn die Menschen die Fremdheit der Welt erklären, indem sie sich Götter, also letztlich ihresgleichen, vorstellen, die willkürlich mit den Menschen umspringen, dann schließen sie die Kluft mit Mythen, also mit belebter Beschreibung: jeder Bach eine Nymphe, jeder Busch ein Faun, jeder Blitz ein Zornesausbruch von Zeus. Die Wissenschaft ging aber genau entgegengesetzt vor: Indem sie die Natur zum Erkenntnisobjekt der Physik machte, und die Physik war zunächst Mechanik, wurde erstens die Fremdheit der Natur bestätigt und zweitens, da der Mensch zumindest mit seinem Körper als Gegenstand der medizinisch-anatomischen Forschung Teil der Natur ist, wurde der Mensch ein Gegenstand der Mechanik, also eine Maschine. Das widerspricht aber seiner Erfahrung, seinen Sinnen: Er sieht Farben, nicht Wellenlängen; er handelt motiviert und willkürlich, fühlt sich nicht immer nur gestoßen wie eine Billardkugel oder angetrieben wie Uhrwerke und Automaten. Aber alle wissenschaftlichen Theorien rückten ihm immer mehr auf den Pelz, entwerteten die menschliche Erfahrung immer mehr zur Begleiterscheinung nervöser Prozesse. Was ich erlebe, ist am Ende soviel wert wie ein Traum: Was ich erlebe, ist nicht wirklich, denn wirklich sind nur die Atome und der leere Raum, alles andere ist Meinung; und da ich Atome nicht erlebe, erlebe ich nur Illusionen.)

Die erwähnte Kluft läßt sich schön am Beispiel des Auges illustrieren. Das Sehen ist eine besonders 'augenfällige' Schnittstelle von Erleben und physikalischer Optik. Goethe erkannte, daß Newtons mechanische Optik dem Wahrheitswert der Seh-Erfahrung den Todesstoß zu versetzen drohte, und versuchte mit seiner Farbenlehre einen Gegenentwurf:

Wäre das Auge nicht sonnenhaft, könnte es die Sonne nie erblicken, sagt Goethe. Das Auge ist für Goethe nicht ein überflüssiges, trügerisches Gerät gegenüber den optischen Geräten der Physik, unfähig, die 'unanschauliche' Wirklichkeit zu erkennen — der Physiker Helmholtz sagte ja nicht viel später, er würde ein so unvollkommenes Gerät wie das Auge dem Hersteller entrüsten zurückschicken —, sondern für Goethe ist das Auge ein Naturprodukt. Die Natur hat es aus sich heraus entwickelt, um sich darin zu erblicken, und darum ist es auch kein Erzeuger von Trugbildern, sondern ein Spiegel von Wahrheit.

Und so unrecht Goethe gewiß gehabt hat gegen Newton als physikalischer Optiker — Goethe hatte unrecht, als wiederum er die Brechung des weißen Sonnenlichts in die Regenbogenfarben als bloßen Trug ansah — so recht hat Goethe behalten, was das fundamentale Problem der Kluft zwischen Wissenschaft und Erfahrung angeht: Das Auge erblickt wirklich die Sonne, weil es sonnenhaft ist, und dieser zunächst poetisch-undeutliche Gedanke hat im Licht der modernen Evolutionstheorie seinen ganz präzisen Sinn. Das Auge ist im Lauf der Evolution entstanden, weil den lebenden Organismen ganz allgemein Überlebensvorteile verschafft werden, wenn sie die Umwelt differenziert wahrnehmen, unter anderem auch im Bereich dessen, was wir 'sichtbares' Sonnenlicht nennen. Diese Einsicht war zwar mit freiem Auge allein nicht zu gewinnen, sie erforderte den riesigen Umweg über die unanschauliche Naturwissenschaft — aber sie rehabilitiert unsere sinnliche Wahrnehmung als Widerspiegelung der Wirklichkeit. Freilich entstanden unsere Sinne so wenig wie unsere Sprache zum Zwecke der literarischen oder wissenschaftlichen Beschreibung der Welt, sondern beides diente ursprünglich dem bloßen Überleben. Aber mit der Zeit haben auch das literarische und das wissenschaftliche Beschreiben begonnen, eine Rolle im Leben und Überleben der Menschen zu spielen. Alle neuen Organe, Fertigkeiten, Überlebensvorteile entstehen ja zunächst zufällig, wie im Spiel, um verworfen oder verwendet zu werden.

Die optischen Täuschungen sind ein beliebtes Argument der philosophischen Erkenntnistheoretiker dafür gewesen, daß wir den Sinnen nicht trauen dürfen, bis hin zu dem Extrem der methodischen Frage des Descartes, ob Gott uns vielleicht systematisch belüge. Doch läßt sich zeigen, daß jede optische Täuschung Ausdruck einer Fähigkeit des Wahrneh-

mungsapparats ist, die aufgenommenen visuellen Daten optimal auszuwerten, so wie man heute mit Computern die Aufnahmen der erdumkreisenden Satelliten und der interplanetaren Weltraumsonden durch Kontraststeigerung und Falschfarben so bearbeitet, daß verborgene Details der Bilder zu sehen sind. (Siehe z.B. »Der biologische Sinn der Sinnes-täuschung« von Rainer Wolf, einem Zoologen und Wahrnehmungspsychologen, in: »Biologie in unserer Zeit« 1987, Heft 2)

Unsere Wahrnehmung ist also weder einfach eine passive Wiedergabe der Wirklichkeit, noch ist sie einfach 'falsch': Sie fügt dem Wahrgenommenen etwas hinzu, um es besser verarbeitbar zu machen. Es findet durch die Wahrnehmung zwar eine Verzerrung der Wirklichkeit statt, aber eine, die im Regelfall — außer den experimentellen Extremfällen der Demonstrationen zur 'optischen Täuschung' — die Wahrnehmung zuspitzt.

In einem ähnlichen Sinn läßt sich auch die belebte Beschreibung rehabilitieren, ja sogar das literarische Einsetzen von 'Mythen' inmitten einer verwissenschaftlichten Welt begründen: Nicht als Erklärungsmuster, die zur Wissenschaft in Konkurrenz treten können, wohl aber als Kürzel, als säkularisierte Vokabeln; so hat ja auch die Weimarer Klassik die griechische Mythologie nicht etwa wiederbelebt, weil man wieder an griechische Götter glaubte, sondern um der Sinnenfeindlichkeit des Christentums und der Legitimation feudaler Hierarchien eine diesseitig-heidnische Botschaft entgegenzusetzen, in der immer auch das Ideal der griechischen Demokratie mitspielte.

Und vielleicht ist es heute sogar nötig, dem Mythos einer mißverstandenen Wissenschaftlichkeit einen anderen entgegenzusetzen, um den Irrtum zu bekämpfen, die Wissenschaft als solche zerstöre das Subjekt, erkläre seine sinnliche Gewißheit zu lauter Irrtümern, mache die sinnliche Erfahrung, also den Stoff jeder Kunst, zur Illusion.

Denn gegenwärtig scheint es ja fast umgekehrt als Illusion und rechtfertigt darum, von der bewußten Einführung eines neuen Mythos zu reden, wenn man folgendes Programm formuliert: Technik und Wissenschaft sind menschliche Mittel, die die Erde und die Menschen so sehr verändert haben und noch mehr verändern werden, daß bald kein Naturrecht, kein Menschenrecht mehr den ruhenden Punkt abgeben wird, von dem aus der Zweck des Einsatzes dieser Mittel bestimmbar wäre. Sondern der Zweck wird Gegenstand eines (von Naturzwängen) freien Entwurfs; alle verbleibenden Zwänge und Hindernisse sind gesellschaftlicher Art. Eine 'Literatur des nachwissenschaftlichen Zeitalters' hätte solche freien Zwecke und Entwürfe zum Gegenstand oder enthielte sie implizit.

Schreiben als Urteilen

Aber es ist nicht nötig, nur auf die Entwicklung der Naturwissenschaften zu warten, bis sie — wie es in der Gegenwart tatsächlich zu geschehen beginnt — fähig werden, das Leben (im Sinn der Biologie) und die Fähigkeit der Materie zur Selbstorganisation zu verstehen. Denn dieser Vorgang ist zunächst zweideutig: So sehr er das Leben und die Menschenwelt gewissermaßen wissenschaftlich rehabilitiert, sie nicht länger als ein extrem unwahrscheinliches Ereignis im Chaos zufälliger Teilchenprozesse aus dem Gebiet des wissenschaftlich Erklärbaren praktisch ausgrenzt — um so fester wird davon der Mensch ganz gepackt und mit Haut und Haaren, mit Körper und Geist der Natur und ihrer Wissenschaft einverleibt. Es wird bald keinen Winkel mehr geben, in dem etwas 'rein Menschliches' sich vor dem Zugriff der Wissenschaft wird verstecken können. In mehreren Staaten bereitet man große Unternehmungen vor, den genetischen Code des menschlichen Erbguts zu erfassen. Dies wird gelegentlich im Ausmaß mit dem »Manhattan Project« zum Bau der ersten Atombomben verglichen. Am Ende steht die Vision einer Bibliothek, in der in der Sprache von Nukleotidsequenzen alles über den Menschen geschrieben steht, was sich biochemisch überhaupt sagen läßt. Und so wie ein Buch nur geschrieben wird, weil es von der Wirklichkeit handelt, aber etwas anderes ist als sie, so kann diese Gen-Bibliothek des Menschen bald die Grundlage bilden, sein Erbgut umzuschreiben. Erbliche Krankheiten können ausgemerzt, gewünschte Eigenschaften verstärkt werden. Die Seele als Gegenstand der Psychiatrie — einer traurigen Geschichte der Stagnation — wird, so hoffen einige Humangenetiker, bald ebenfalls in der Sprache der Gene beschreibbar sein; man behauptet zum Beispiel das Gen identifiziert zu haben, das für manisch-depressives Irresein zuständig sei. Der Mensch soll reparierbar werden, wo nicht heilbar.

Aber je mehr die Beschreibung der Natur sich dem Menschlichen nähert, um so zweideutiger wird alles. Erkenntnis und Interesse, Mittel und Zweck, Beschreiben und Urteilen verfließen. Spätestens jetzt erinnern wir uns, daß das Beschreiben, ob literarisch oder wissenschaftlich, nicht aus neutralen Aussagen über Sachverhalte besteht, die um so mehr stimmen, je gleichgültiger sie uns sein können (da ja 'wissenschaftlich' gleichbedeutend schien mit 'nicht anthropomorph').

Sondern Beschreiben heißt immer Urteilen. "Das Urteil ist ein Willensakt, es drückt eine Stellungnahme aus und ist im allgemeinen auch emotional gefärbt. Diese Merkmale ergeben sich daraus, daß das Urteil nur im menschlichen Bewußtsein existiert und daß es damit vom Menschen stets auch zu anderen Bewußtseinsinhalten in Beziehung gesetzt wird. In

der modernen Logik abstrahiert man von allen Merkmalen des Urteils, die keinen Einfluß auf seinen Wahrheitswert haben, und spricht dort konsequenterweise nicht von Urteilen, sondern nur von Aussagen." (»Philosophisches Wörterbuch« hrsg. von Georg Klaus und Manfred Buhr, Leipzig 1974, 10. Aufl., S. 1247)

Auch in der Literatur heißt Beschreiben: Urteilen. Wenn sich auf Philip Marlowes Schulter "eine Hand so groß wie ein Klodeckel" legt, dann steckt in der Wahl des Meßgeräts für diesen Größenvergleich zugleich ein Urteil Raymond Chandlers aus dem Mund Philip Marlowes darüber, ob ihm diese Berührung angenehm ist oder nicht, oder ganz allgemein das Indiz einer distanzierten, abgebrühten, durch nichts zu erschütternden, kurz: folgenlos kritischen Haltung.

Überhaupt besteht der Genuß an der Beschreibung in der zusätzlichen Information über die *Haltung* einer *Person*; so wie der intensive Genuß einer Erinnerung, den Marcel Proust beschreibt und den wir lesend empfinden, in einer plötzlichen Bereicherung, zumindest Verdopplung der Gegenwart besteht. Der Geschmack eines Teegebäcks namens Madeleine ist nicht nur für sich angenehm, sondern kann, wie an anderer Stelle bei Proust auch der plötzliche Schritt von der Gehsteigkante, erinnernd eine Beziehung zur Biographie herstellen, also zur persönlichen Geschichte. Darum ist die Metapher für Proust das wichtigste Mittel der beschreibenden Literatur: Sie ist objektiv (unwillkürlich, überraschend, fällt dem Subjekt aus der Welt der Objekte ein, enthält ein Stück ihrer Vergangenheit) — und subjektiv zugleich, denn die Erinnerung ist ja unverwechselbar nur meine.

Doch gibt es für diese Methode eine unübersteigbare Schranke, die Gegenwart. Zwar wird die Vergangenheit als Erinnerung in die Gegenwart geholt, und der Mensch erobert seine Geschichte — aber seine Zukunft gibt es nicht. Proust hat seine Suche nach der verlorenen Zeit ja um den Preis angestellt, für diese schreibende Suche jede Lebensaktivität einzustellen — außer gelegentlichen Kutschenfahrten bei Nacht —, und als die Suche fertig war, ist er gestorben.

Übrigens hat Prousts Recherche das mit den meisten Wissenschafts- und Erkenntnistheorien, die die Arbeit der Wissenschaft auf den Begriff bringen wollten, gemeinsam: Die wissenschaftliche Tätigkeit erscheint eigentlich immer als das Ordnen von Erfahrungen im nachhinein, als wäre sie der Bibliothekareiner unendlichen Sammlung ungeordneter Sinnesdaten. Immer hat die Wissenschaft versucht, 'abschließende Urteile' über die Welt zu fällen, endlich den Modell-Automaten zu konstruieren, aus dem Vergangenheit und Gegenwart und dann natürlich auch noch

die Zukunft folgen — aber eine Zukunft ohne Möglichkeiten, eine vergangene Zukunft, eine festgeschriebene.

Dagegen wäre das Bild einer im Wortsinn *zukünftigen* Wissenschaft und Literatur zu setzen: Ihr Wesen wäre das Szenario, die Prognose, die Möglichkeit, die Entwicklung. Sie beurteilt, was ist, aus Zukünften her.

Ist das Beschreiben die Kunst des Augenblicks, des Festhaltens der Gegenwart, und ist das Erzählen die Kunst der Erinnerung, des Festhaltens der Vergangenheit, so wäre eine noch namenlose Tätigkeit des Entwickelns von Möglichkeiten ausständig, die versucht, Zukünfte zu entwerfen und von dort zurück die Gegenwart zu beschreiben.

Das ist keine 'futurologische', keine traditionell wissenschaftliche Aufgabe. Es ginge nicht bloß um ein Beschreiben von Möglichkeiten, sondern um Vor-Urteile über mögliche Entwicklungen. Wir kennen so etwas bisher nur als das Vor-Urteil *für* oder *gegen* bestimmte schon existierende Techniken (zum Beispiel die Nukleartechnik) oder als den dummen Streit für oder gegen 'Technik überhaupt'. Erst mit den neuen Biotechniken zeichnet sich die Möglichkeit und Notwendigkeit einer gesellschaftlichen Debatte über noch nicht vorhandene, aber vage sich abzeichnende mögliche Techniken ab.

Diese Zukunftsdebatte findet nicht, wie es vor kurzem noch schien, als Wahl unter allzuvielen Möglichkeiten statt, als könnte die Menschheit sich angesichts einer langen Speisekarte ihr Menü wählen. Die Wahl ist nicht frei. Eine mögliche Zukunft, die wir durchzuspielen haben, wird die Erde durch Atomkriege in globale Klimakatastrophen stürzen; eine andere wird durch neuartige Viruserkrankungen die Städte abschaffen, die physische Mobilität der Menschen einfrieren, sie monogam in elektronisch vernetzte Dörfer sperren, aus denen sie sich nur in luftdichten Anzügen herauswagen dürfen; eine dritte wird Wissenschaft und Technik in der Hand der weißen Rasse zur bloßen Episode machen und eine globale 'Dritte Welt' ergeben, die wiederum zahllose Gesichter haben kann; eine vierte wird vielleicht eine Zeitlang mit den angeblichen Prohezeiungen des Nostradamus spielen, wonach es zu einer Islamisierung Europas, zu einer Verpöpfung der Welt kommen mag; und nur in wenigen der vielen Zukünfte wird der Mensch von dem, was er weiß und kann, den Gebrauch machen, dessen er sich in noch fernerer Zukunft nicht schämen müßte — wenn er sich dann noch schämen könnte.

Die Kunst wird in manchen dieser Zukünfte nicht nur von ihrer technischen Reproduzierbarkeit, sondern auch von ihrer technischen Produzier-

barkeit geprägt sein. Denn Phantasie, Kreativität, Spontaneität sind kein Monopol des Menschen. Auf einigen Zukunftspfaden wird die Technik buchstäblich ihr Eigenleben entfalten, sie wird anfangen, sich für sich weiterzuentwickeln, sich reproduzieren und sich fortpflanzen und erst so recht die verspätete Frage aufwerfen, wie weit sie dem Menschen hätte über den Kopf wachsen dürfen.

Vernünftige Debatten darüber sind im gegenwärtigen Zustand der Welt Utopien — und umgekehrt: Utopien sind vernünftige Debatten. Wie lebt der Mensch, wenn er den Großteil der wachen Zeit in technisch fabrizierten Pseudowelten, in 'Bio-Adaptern' (Oswald Wiener) zubringt? Wie wäre eine Gesellschaft beschaffen, deren Mitglieder auf das Neue nicht mit gelähmtem Entsetzen reagieren müssen, wenn es einmal ausfällt, oder mit kindischer Neugier, wenn sein Abfall in die Kaufhäuser kommt? Wie sähen Verhältnisse aus, unter denen es nicht mehr möglich wäre, daß absichtlich, aus Versehen oder von Automaten auf der nördlichen Halbkugel der Erde im Lauf einer halben Stunde tausend, zehntausend, hunderttausend Tschernobyl-Katastrophen ausgelöst würden? Wie wäre eine Welt ohne Krieg?

Karl Philipp Moritz: »Fragmente aus dem Tagebuch eines Geistersehers« Berlin 1781: "Aber freilich, *wenn alle Menschen Schafe gehütet hätten*, so wären sie zwar an sich wohl ganz glücklich gewesen. Aber was wäre denn aus unserer Geschichte geworden? Wo hätten wir von Schlachten zu Land und zur See, von eroberten Städten, von Feldherrntugenden, von Heldenmuth und Tapferkeit, von Bündnissen und Staatsverfassungen zu hören und zu lesen bekommen? Dieser Welt von Ereignissen, die nun auf dem Schauplatz und in der Geschichte eine so angenehme Wirkung auf unsere Einbildungskraft thut, wären wir dann verlustig gegangen. Wo hätte denn der Stoff zu einer »Iliade«, zu einer »Aeneide« herkommen sollen?

Armselige Welt, die dann geblieben wäre.

Ohne Schwerdt und Helm,
Ohne Schlachten,
Ohne Kriegsrüstungen,
Ohne Blutvergießen,
Ohne Trauerspiele,
Ohne Geschütz und Bomben,
Ohne Schanz' und Bollwerk,
Ohne stehende Kriegsmacht,
Ohne Könige, ohne Fürsten!

Wahrlich um so viele große und majestätische Dinge sich zusammenzudenken, verlohnt es sich doch wohl noch der Mühe, *unglücklich* zu seyn.

Alle diese großen Dinge müssen ja doch einen Zweck haben. — Was wären denn die Bomben, wenn keine Glieder dadurch zerschmettert, und die Schwerdter, wenn nicht Menschen dadurch getötet würden? Das veredelt ja eben die Werkzeuge der Zerstörung, daß sie das Edelste auf Erden in solcher Menge vernichten und zerstören. Wenn Tausende an einem Tage vor dem Schwerdstreich fallen, das ist doch etwas *Großes*. Und das *Große* wollen wir ja; unsere Seele will ja erweitert seyn, unsere Einbildungskraft will viel umspannen.

Wenn also dieser Zweck nur erreicht wird, so mag darüber zugrunde gehn, was da wolle; das Zugrundegehen ist eben so etwas tragisches, die Seele erschütterndes, dessen Anblick wir uns sehr gerne gefallen lassen, sobald es nur uns selber nicht mit betrifft. Wir alle sind im Grunde unseres Herzens kleine *Neronen*, denen der Anblick eines brennenden Roms, das Geschrei der Fliehenden, das Gewimmer der Säuglinge gar nicht übel behagen würde, wenn es so, als ein *Schauspiel*, vor unseren Blicken sich darstellte.

Den Zweck haben wir also erreicht: unsere Gedanken sind erweitert; wir sind den Göttern gleich geworden; aber unsere neuen Ideen haben wir uns nicht sowohl durch *Bauen*, als durch Zerstören geschaffen. Da wir nicht Schöpfer werden konnten, um Gott gleich zu seyn, wurden wir *Zernichter*; wir schufen *rückwärts*, da wir nicht vorwärts schaffen konnten. Wir schufen uns eine Welt der Zerstörung, und betrachteten nun in der Geschichte, im Trauerspiel und in Gedichten unser Werk mit Wohlgefallen.

Denn da allein kann es noch überblickt, und mit Wohlgefallen betrachtet werden. In der Wirklichkeit, oder in dem wirklichen Entstehen, beschäftigt es so viele Hände, und so viele Gedanken im Kleinen, daß das eigentliche *Große* gar nicht mehr in Betracht kommen kann — das Große schafft sich erst nachher die zusammenfassende Phantasie."

Oder sind das Fragen, die das Denkbare sprengen? Ist das alles unbeschreiblich? Steht dem Einzelnen ein Urteil zu? Ist das Kind schon im Brunnen?

Schreiben und Unterhalten

Die Kunst soll belehren und unterhalten, heißt es. Das Ausmalen möglicher Zukünfte scheint wenig zu unterhalten. Die Science Fiction hat sich zur Aufgabe gemacht, den USA das in deren Geschichte fehlende Mittelalter und die Volksmärchen nachzuliefern. Und die gehobene Literatur

arbeitet, wo sie breiten Erfolg hat, gern Vergangenheit auf: das europäische Mittelalter im »Namen der Rose«, das Frankreich des 18. Jahrhunderts im »Parfüm«.

Da will ich zum Schluß ein letztes Mal auf die Kluft zwischen den fünf Sinnen und dem Weltbild im Kopf zurückkommen: Das Leben im Kloster des Mittelalters war bestimmt von der manuellen Herstellung nicht reproduzierbarer Bücher; die Herstellung von Parfüms ist anscheinend eine noch unmittelbarer sinnliche Tätigkeit. Also scheint es, die Menschen der hochindustriellen Länder lesen zur Erholung gern Bücher, in denen vorindustrielle Manufakturen am Werk sind.

Es kann aber auch tiefere, nämlich beschreibungs-technische Gründe geben, warum etwa Melville in »Moby Dick« den Walfang, eine Manufaktur, umfassend beschreibt und damit ein 'Buch über alles' zustandebringt, ein Welt-Buch — warum andere, modernere Welt-Bücher wie der »Ulysses«, der »Mann ohne Eigenschaften« oder »Gravity's Rainbow« von Thomas Pynchon zwar auch irgendwie 'alles' beschreiben (das Universum als die Stadt, als ein Lebensversuch in Kakanien, als das Ende des Krieges), aber ohne die zeitgenössische Form der Produktion, darum fragmentarisch. Es wird nicht gearbeitet in den Büchern, auch nicht im bürgerlich-goetheschen Sinn einer 'Tätigkeit', sondern erlebt, erfahren, gedacht, gefühlt; das passive Ich ist immer hinter seinen Augenblicken her, das Erzählen ist ein Erinnern ohne Zukunft.

Zu den tiefen Gründen dafür gehört eben, was Brecht — der ein Autor des wissenschaftlichen Zeitalters sein wollte — mit dem Satz gemeint hat, die Realität sei in die Funktionale gerutscht. Das heißt, sie ergibt sich nicht dem Augenschein, und eben darum braucht man Wissenschaft, sie zu verstehen.

Und hier, am Ende dieser einleitenden Überlegungen, fängt alles erst richtig an. Mit der Frage: Ist ein Schreiben denkbar und, wenn ja, nötig und wünschenswert, das der Unanschaulichkeit der Wirklichkeit und der Unwirklichkeit der Anschauung Rechnung trägt, mache ich Schluß. Die Antwort wäre nicht theoretisch: Es käme auf den Versuch an, begleitet von Analysen der Versuche, die die Avantgardisten am Beginn des Jahrhunderts gemacht haben.

Die Wahl der Methode der Beschreibung ist in jedem Fall ein Urteil über die Zukunft des Menschen.

Bitte um eine Pause

Ein Buch mit Dokumenten sowjetischer Künstler, die erläutern, was Glasnost für jene bedeutet, die unmittelbar von ihren Auswirkungen betroffen sind, die davon zu profitieren hoffen oder sie auch, indem sie über sie sprechen, selbst vorwärtstreiben — wie sollte das nicht auf Interesse stoßen. Freilich, wer wollte sich nicht heute als Leidtragender jener Zustände präsentieren, die es zu überwinden gilt, und man fragt sich, wo jene eigentlich geblieben sind, auf die sich die bisherige Ordnung stützte. Wie so oft in Zeiten des (möglichen, keineswegs gesicherten) Wechsels der Machtpositionen und der Ansprüche auf Privilegien, gibt es nur noch einstige Opfer und keine Täter. Doch in den Perspektiven unterscheiden sich die Herrschaften. Immerhin befindet sich unter den Autoren, die in dem Band, um den es hier geht, versammelt sind, auch ein Victor Astafjew, der in einer Auseinandersetzung mit dem Literaturkritiker Natan Ejdelman folgende bemerkenswerte Sätze niederschrieb: "Ich wünsche Ihnen dasselbe, was die Tochter unseres letzten Zaren wünschte, deren Verse in das Evangelium eingelegt waren — 'Herr! Vergib unseren Feinden! Herr! Nimm sie in die Arme'. Sowohl sie, wie ihre Schwester, wie das Brüderchen, das seine Beine endgültig in der Verbannung verlor, wie der Vater und die Mutter wurden übrigens von Juden und Letten erschossen, die der unverbesserliche Erzziornist Jurkovskij anführte." Neues Denken in der Sowjetunion?

»Glasnost. Neues Denken in der Sowjetunion« lautet der Untertitel des Sammelbandes »Zeitzeichen aus der Ferne«, Hamburg 1987, und sein Herausgeber und Übersetzer heißt Friedrich Hitzer. Er gibt uns Anlaß, über wundersame Wandlungen und Strategien nachzusinnen, ehe uns der Ekel vor Opportunismus und knechtischer Autoritätshörigkeit die Sprache verschlägt. Hitzer befindet sich auf dem "Flug des Abschieds zu neuem Aufbruch". Wovon er sich verabschiedet, verheimlicht er dem Leser. Wir wollen ein wenig nachhelfen.

1968, als es kein Hitlerdeutschland gab, das einem wie in den vierziger Jahren Stalin als das kleinere Übel erscheinen lassen mußte, als es keinen Kalten Krieg und keine Suez-Krise gab, die einem wie 1956 eine Intervention der Roten Armee gerade noch endtschuldbar erscheinen lassen konnten, rechtfertigte Friedrich Hitzer leidenschaftlich die Perestrojka, die die Truppen des Warschauer Pakts in der CSSR vornahmen und der nicht nur die kommunistische Regierung, sondern auch große Teile der Intelligenz, also Hitzers Kollegen, zum Opfer fielen. 1975 berichtete Hitzer in seiner Zeitschrift »Kürbiskern«, die demnächst von ihren Geldgebern eingestellt wird, weshalb Hitzer bereits auf der Suche nach einem neuen Herrn ist, von einer Reise nach Moskau in jenem verlogenen Pathos, das ihm, wie die Zeitzeichen auch stehen mögen, niemals abhanden kommt. In einem historischen Rückblick auf den Ersten Allunionskongreß der Sowjetschriftsteller von 1934, dessen Folgen die heutigen progressiven Autoren (natürlich mit Hitzers unerbetener Unterstützung) gerade im Zeichen der Glasnost beseitigen wollen, tirilierte unser Politourist: "Dieser Kongreß wird in der Zukunft wie kaum ein zweiter den Haß der Bourgeoisie auf sich ziehen, den Zweifel der Rückständigen nähren und die Furcht der Elitären auslösen." Wählte Hitzer, was er gerne tut, 1975 für eine damals schon sehr vergangene Vergangenheit die Zukunftsform, so bettelt er heute darum, unter die "Rückständigen" und die "Elitären" aufgenommen zu werden. Das war freilich 1975 nicht vorauszusehen, nicht einmal für einen, der sich schon an so manchen Kurswechsel gewöhnen mußte. Begeistert notiert der (von wem?) Delegierte über das Moskauer Schriftstellerplenum von 1974: "Eine Resolution bringt Geschlossenheit und Gemeinsamkeit mit der Partei zum Ausdruck." Und als guter Deutscher freut er sich, weil es wie daheim ist, wenigstens sein sollte (Ihr Chaoten, merkt es Euch!): "Das Plenum verläuft diszipliniert." Hitzer hat den Durchblick. 1975, und natürlich auch 1987, immerdar. 1975 schreibt er: "Die Arbeit des Verbandes und viele Gespräche mit Kollegen bekräftigen im September 1974 meine Überzeugung, daß sie mit den Verletzungen der sozialistischen Gesetzlichkeit und den Repressalien der Vergangenheit längst Schluß gemacht haben." In seinem Bericht von 1975 deklariert sich Hitzer auch protzig als "Kampfgefährte" von Jurij Bondarew. Der gehört mittlerweile zu den konservativen Kräften innerhalb des sowjetischen Schriftstellerverbandes.

Und dieser Friedrich Hitzer spielt sich heute auf als der Vertreter der Glasnost auf deutscher Erde. Wieder einmal hat er die Zeitzeichen aus der Ferne erkannt. Diesmal hat er von oben vernommen, daß man nicht immer nur tun soll, was man von oben vernimmt, und schon flötet er Töne der Glasnost, eitel wie seit jeher, sich überall hinzu- und vordrängend und davon auch noch berichtend wie auch von jedem bekannten

Namen, neben dem er über einen Flur gehen durfte, keinen Nebensatz auslassend, in dem er von sich sprechen könnte, von seinen großartigen Übersetzungen, seinen Kontakten; man hat geradezu den Eindruck, daß das ZK der KPdSU von ihm seine Weisungen bekommt. Hitzer preist Gorbatschow mit haargenau denselben unterwürfigen Worten, mit denen er jenen huldigte, die Gorbatschow kritisiert. Ohne zu erröten, schwärmt er von dem Haus, in das "ein Geist der Weltoffenheit einge-zogen" sei, als hätte er nicht immer schon behauptet, daß der dort wohne (wie sein Kollege Peter Schütt heute in peinlichen Versen eine neue Transparenz der Kremlmauern besingt, deren Undurchlässigkeit er eben noch gelegnet hat). Sie reden und schreiben und dichten, was das Zeug hält. Was sie verschweigen, ist lediglich, was sie gestern noch dachten und sagten. Es mag ja erfreulich sein, daß sich Menschen ändern, selbst wenn es nicht glaubwürdig wirkt, weil es wieder so genau im Sinne des Abverlangten ist. Aber kann, wer gerade entdeckt, daß die Überwindung dessen, was er gestern noch propagierte, nun auf der Tagesordnung steht, nicht eine Zeitlang das Maul halten? Wenn er schon nicht öffentlich darüber nachdenken möchte, warum er Scheiße gebaut und Menschen geschadet hat, wenn er sich schon über seine Vergangenheit hinwegschwindelt, so sollte er doch wenigstens den Anstand haben, uns eine Pause zu gönnen.

Diesen Anstand darf man von Hitzer nicht erwarten. Bei so viel Selbstgerechtigkeit und Wendigkeit hat die Scham keine Chance. Ob der flotte Vasall der Zeitzeichen wenigstens erschrocken ist, als er übersetzte, was Valentin Katajew 1986 auf die Frage, wer Bulgarin sei, antwortete: "Der gehorsame Untertan, der Denunziant und Verleumder. Er hat die Wahrheit geschickt entstellt, indem er sie sich und seinem Bedarf anpaßte. Gibt es solche Schlaumeier heute nicht? Natürlich gibt es sie. Aber sie können sich geschickt maskieren und dich ziemlich erfolgreich an der Nase herumführen. Sie entstellen die Wahrheit, passen sie dem Bedarf der Branche, des Ministeriums, des Amtes an, ihrem eigenen Bedarf, um zu glänzen und wegen ihres Wohlstands ... " Dieser Wohlstand kann auch, alles ist relativ, aus Kaviarbrötchen bei Empfängen für Delegationen bestehen. Hitzer muß zur Zeit hart darum kämpfen. Es geht ums Ganze. Viele gibt es nicht mehr in der Sowjetunion, die seiner Dienste bedürfen. Lämper, die vorgeben, jene Repressionen beseitigen zu wollen, die sie bis gestern noch lautstark und tatkräftig unterstützten, hat man dort genug. Und sowjetische Schriftsteller lüpfen nur indigniert die Augenbrauen, wenn man den Namen Hitzer erwähnt.

Jede Wendung der KP der UdSSR mitzumachen, ist eine Möglichkeit. Sich mit dem Anschein, als wäre nichts gewesen, auf die Gegenseite zu schlagen, ist die andere. Gemeinsam haben sie, daß der Anspruch, im-

mer recht zu haben, es verbietet, die Brüche in der eigenen Biographie selbstkritisch zu thematisieren. Mehr Glasnost auch im Umgang mit der eigenen individuellen Geschichte: diese Forderung ist nicht unbescheiden. Sie ergeht an den Typus Friedrich Hitzer, sie ergeht an den zum Verwechseln ähnlichen Typus Godehard Schramm, der nur die entgegengesetzte Strategie benutzt.

In einem von ihm herausgegebenen Heft der »Akzente« berichtete Godehard Schramm 1974 über einen damals gerade aktuellen Angriff des Moskauer Schriftstellerverbandes gegen Jewgeni Jewtuschenko, den er verteidigend kommentierte: "Diese einfache Formel besagt, daß auch für die Literaten der UdSSR der Marxismus-Leninismus verbindlich ist, daß es kein Zurück mehr hinter die Positionen des Sozialismus geben kann."

Elf Jahre später berichtet derselbe Godehard Schramm, der mittlerweile dem Vernehmen nach mit Vorliebe in Bundeswehrkasernen liest, im Süddeutschen Rundfunk über denselben Vorgang, den er nunmehr so kommentiert: "Wie es bei diesem Regime selbstverständlich ist, wurde kein einziger Einwand Jewtuschenkos als Argument angeführt — man begnügte sich, wie das Tyrannenmacht entspricht, mit der Verurteilung und dem summarischen Hinweis, daß man im 'heutigen komplizierten ideologischen Kampf' keine Handlung unternehmen dürfe, die 'der bourgeoisen Propaganda zu spekulativen Zielen' diene."

Eine deutsche Karriere. Der Aufstieg von der Dummheit in die Dummheit. Die Etikettierung des Sowjetsystems als "Tyrannenmacht" ist natürlich ebenso hirnrissig (zumindest aber verkürzt) wie die Verniedlichung der 'Formel' des Apparats kurz nach der Ausbürgerung von Solschenizyn (die Friedrich Hitzer übrigens als Argument diente, Heinrich Böll "eine Art Privatkrieg gegen den sowjetischen Schriftstellerverband" vorzuwerfen).

Nun könnte man die wundersamen Wandlungen eines Godehard Schramm ja mit Stillschweigen übergehen, hinge es nicht von den aktuellen Geisteszuständen solcher Zeitgenossen ab, was der deutsche Zeitungsleser über die Sowjetunion und ihre Literatur erfährt. Enttäuschte Liebhaber sind in der Regel nicht eben gerechte Zeugen. Erst recht nicht, wenn sie es versäumt haben, die Ursachen ihrer (enttäuschten) Liebe zu reflektieren und publik zu machen. Es gibt gute Gründe (Friedrich Hitzer ignoriert das natürlich), die Sowjetunion — selbst heute noch — leidenschaftlich zu kritisieren. Die gab es auch schon 1974. Doch damals prahlte unser eifriger Godehard: "Wer vermittelt hier, in dieser raffiniert aufgebauten antisowjetischen 'Stimmungsblockade', so-

wjetische Literatur kontinuierlich?" Nun, wer? Erraten? Der mittlerweile raffinierte Stimmungsblokkierer Godehard Schramm. Deutsche Kontinuität überlebt alle Brüche.

Was hier beklagt wird, ist freilich nicht auf den DKP-Umkreis beschränkt. Eine der unappetitlichsten Figuren der beschriebenen Sorte ist ein gewisser Gerd Koenen. Er, der zwanzig Jahre nach Stalins Tod mit all dem Wissen, das man zu diesem Zeitpunkt haben konnte, den KBW mitbegründete, spöttelt auf mehr als zweihundert dicht bedruckten Seiten (»Die großen Gesänge«, Frankfurt am Main 1987) über Schriftsteller, die Jahrzehnte zuvor Stalin priesen, aber auch, als hätte das mit ihm selbst nichts zu tun, über jene Intellektuellen, die zugleich mit diesem sehr kleinen Geist Mao verehrten. Gewiß, der Personenkult war und ist nicht nur sehr lächerlich, er ist politisch gefährlich. Aber wer seine eigene Biographie so beflissen verdrängt oder bewußt verschweigt, wer diese Kritik nicht auf sich selbst anwendet, der hat nicht das Recht, andere Moral zu lehren, schon gar nicht jene, die in ihrer historischen Lage viel weniger als der später Geborene die Möglichkeit hatten, die wahren Verhältnisse zu überblicken. Solchen doppelzüngigen Besserwissern, die anderen vorwerfen, was sie selbst treibt, nämlich Opportunismus, sollte man, zumindest metaphorisch, mit einer Ohrfeige entgegen.

George Bernhard Shaw: Der Märtyrertod, Sir, ist für einen Mann der einzige Weg, ohne irgendein Talent berühmt zu werden.

Michael Schneider

Teiresias im Exil

Zum 100. Geburtstag von Arnold Zweig

Kein Repräsentant

"Ich denke, in diesem Kreise werden wir rasch Einigkeit darüber erzielen, daß Arnold Zweig zu den führenden Gestalten (der deutschen Literatur dieses Jahrhunderts) zählt, und kaum jemand wird wohl widersprechen, wenn ich ihn neben Brecht, neben die Brüder Mann, neben Anna Seghers und Alfred Döblin stelle." Tatsächlich widersprach dem Exilforscher Hans-Albrecht Walter niemand, als er dies vor dem ersten internationalen Arnold-Zweig-Symposium erklärte, das im September dieses Jahres im britischen Cambridge stattfand und zu dem Germanisten und Literaturwissenschaftler aus neun Ländern erschienen waren. Dennoch ist das bedeutende epische und essayistische Werk Arnold Zweigs fast in Vergessenheit geraten; was weniger mit seinen literarischen Qualitäten, die auch von seinen ärgsten Kritikern nicht geleugnet werden, als vielmehr mit dem hohen Erkenntnisanspruch und der Dominanz des Politischen in diesem Werk zu tun haben dürfte. In einer Zeit, da die aufklärerische Funktion der Literatur im Geruch des Altmodischen steht und fast schon wieder verpönt ist und die postmodernistischen Nebelbläser, auch in der Literaturkritik, allenthalben das Sagen haben, kann auch das Werk Arnold Zweigs, das sich immer (darin dem Brechtschen verwandt) um die Durchdringung und Aufhellung des psycho-sozialen Kausalnexus bemüht hat, schwerlich die ihm gebührende Anerkennung finden.

Hinzu kommt, daß der am 10. November 1887 in der niedersächsischen Garnisonsstadt Glogau geborene Sohn eines jüdischen Kaufmanns zu allen Zeiten ein Querdenker gewesen ist und sich in keine der jeweils dominierenden partei- oder literaturpolitischen Richtungen einordnen ließ. Den orthodoxen Zionisten, deren Visionen er bis Anfang der dreißiger Jahre anhing, galt er als Häretiker, weil er die Anmaßungen des hebräischen Nationalismus nicht teilen mochte. Der marxistischen Linken der Weimarer Republik war er nicht militant und parteiisch genug, zumal er sich die Freiheit nahm, die Verfälschung der sozialistischen

Idee und die Liquidierung der Freiheitsrechte in der stalinistischen Sowjetunion offen zu kritisieren. Den bürgerlichen Exilgefährten wie den Zionisten ging seine (während des Exils und des Krieges) wachsende Annäherung an die Sowjetunion und seine Parteinahme für die Rote Armee entschieden zu weit. Die DDR-Germanistik ehrt in ihm zwar den großen sozialistischen Realisten und Humanisten, und will doch bis heute nicht wahrhaben, daß sein geistiger Wahl- und Übervater weniger Karl Marx, als der in der DDR ungeliebte Sigmund Freud war, mit dem ihn eine lange Brieffreundschaft verband. Für die westdeutsche Germanistik und Literaturkritik dagegen war Zweig lange Zeit eine Art Unperson, weil er nach seiner Rückkehr aus dem palästinensischen Exil für die DDR optiert hatte und sich, wie es hieß, "opportunistisch" dem SED-Staat in die Arme geworfen habe. Daß Arnold Zweig es keiner Partei und keiner ideologisch-ästhetischen Strömung jemals ganz recht machen konnte, daß er genaugenommen nie und nirgendwo als Repräsentant gelten konnte, spricht zwar für die Unabhängigkeit seines Geistes, hat sich aber für die Rezeption seines Werkes gewiß nachteilig ausgewirkt.

Der große Krieg der weißen Männer

Es ist also Zeit, an einen Klassiker des politischen Romans zu erinnern, der, wie kaum ein anderer, den Absturz der europäischen Zivilisation in Krieg und Barbarei, zumal die deutsche Katastrophengeschichte dieses Jahrhunderts, thematisiert und gedeutet hat. Schon als Armierungssoldat an der Westfront, wo er 15 Monate vor Versailles stand, erst recht während seines Pressedienstes im Hauptquartier Ober-Ost (wohin er gegen Ende des Ersten Weltkrieges versetzt wurde) hatte der junge Zweig reichlich Gelegenheit, die deutsche Kriegsmaschinerie und ihre imperialistischen Ziele kennenzulernen. Die Gier der verantwortlichen Militärs, die die ihnen unterstellten Gebiete — vor allem die Ukraine — ausplünderten, das politische Ränkespiel um die Annexion der besetzten Gebiete (und um den Friedensschluß von Brest-Litowsk, der das 'Versailles' für die junge Sowjetrepublik bedeutete), schließlich die unmenschliche Behandlung der sowjetischen Kriegsgefangenen: all dies erfüllte den Soldaten Zweig, der noch bei Kriegsausbruch Kriegserzählungen voller Hurra-Patriotismus geschrieben hatte, mit Abscheu. Damals faßte er den Plan zu einem Romanzyklus »Der große Krieg der weißen Männer«.

Als entschiedener Pazifist und Antimilitarist kehrte Zweig aus dem Krieg zurück. Er ließ sich in Berlin nieder und lernte hier die literarische Avantgarde Brecht, Döblin, Tucholsky und vor allem Lion Feuchtwanger kennen, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband. 1927

legte Zweig sein erstes literarisches Meisterwerk vor, den Antikriegsroman »Der Streit um den Sergeanten Grischa«, der sogleich in alle Welt-sprachen übersetzt wurde. — Die Handlung geht auf einen authentischen Vorfall zurück. Ein gefangener russischer Sergeant war von einem deutschen Kriegsgericht zum Tode verurteilt worden, weil man ihn zunächst für einen Spion gehalten hatte. Obwohl er dann seine Unschuld beweisen konnte, wurde er auf Befehl des Oberkommandos hingerichtet. Denn es war Herbst 1917, die Revolution garte nicht nur in den Weiten Rußlands, sondern auch in Deutschland. Da mußte Härte gezeigt, ein Exempel statuiert werden. — "Das erste Kriegsbuch von Format", urteilte Lion Feuchtwanger; "Ein Meilenstein auf dem Weg zum Frieden", schrieb Kurt Tucholsky über diesen ersten großen deutschen Antikriegsroman (vor Remarques »Im Westen nichts Neues«), während die völkische Presse mit Wutausbrüchen reagierte.

Am 15. Dezember 1933 bestieg Arnold Zweig, auf der Flucht vor den Nazis, das Schiff "Mariette Pascha", das ihn nach Haifa, seiner neuen Wahlheimat in Erez-Israel brachte. Die Nazis hatten sein Berliner Atelierhaus samt seiner Bibliothek beschlagnahmt; ein Teil seiner Bücher landete auf dem Scheiterhaufen der "entarteten Kunst", ein anderer wurde im Ausland verramscht.

Das Thema des Grischa-Romans, der Kampf des Einzelnen gegen eine allmächtige Bürokratie und die Pervertierung aller zivilisatorischen Rechts-, Freiheits- und Humanitätsbegriffe im Kriege, setzte Zweig mit seinen, im palästinensischen Exil geschriebenen Romanen »Erziehung vor Verdun« (1935) und »Einsetzung eines Königs« (1937) fort. In der deutschen Romanliteratur dieses Jahrhunderts dürften schwerlich genauere und facettenreichere Psycho- und Soziogramme der deutschen Militärkaste (der wilhelminischen Ära) zu finden sein als in dem Zyklus »Der große Krieg der weißen Männer«. Als literarischer Analytiker des deutschen Militarismus steht Zweig konkurrenzlos da.

Komplexe Deutung des Nationalsozialismus

Auch hatte kaum ein literarischer Zeitgenosse Zweigs einen so genauen Blick für die fatalen Wiederholungszwänge in der deutschen Geschichte dieses Jahrhunderts: "Dem Manne Shakespeare muß der Boden unter den Füßen glasklar gewesen sein, er sah die Leichenhaufen, auf denen jede Glanzepoche sich aufbaut. Wir in der Weimarer Republik neigten dazu, die unseren zu vergessen... Ich fürchte sehr, anno 33 kamen sie zurück. Gehen jetzt unter uns um, lenken unsere Bewegung, haben unser Schicksal längst besiegelt", heißt es im »Beil von Wandsbek«.

Hitler erscheint hier nicht nur als Exekutor eines revanchegeladenen Militarismus (und der imperialen Großmachtträume bestimmter Kapitalfraktionen), sondern auch als eine Art Wiedergänger, der, die Millionen Toten des ersten Weltkrieges im Nacken, die Überlebenden nun in den zweiten hetzt, das Dritte Reich als ein Nacht- und Schattenreich, in dem die Lebenden zu Fackelträgern für die Toten werden.

Als materialistisch geschulter Freudianer hatte Zweig die irrationale Eigendynamik, die paranoide Wahnlogik der nationalsozialistischen Politik ebenso im Blick wie die politökonomischen Zusammenhänge, die Kapital-Logik, innerhalb derer der Aufstieg Hitlers zur Macht gesehen werden muß. Im Unterschied zu den orthodoxen Linken der Weimarer Republik sah er Hitler nicht nur als Kapitalagenten zur Zerschlagung der Arbeiterbewegung, sondern auch als ein wahnbesessenes politisches Subjekt, das die größte Staats- und Militärmaschine Europas in den Dienst seiner paranoiden (von ökonomischen Interessen längst losgelösten) Mission stellen konnte: nämlich der Welt den jüdischen Teufel auszutreiben. Nicht die ökonomistisch verkürzte Doktrin der kommunistischen Internationale, sondern die Marxsche Bonapartismus-Analyse (von der auch der kommunistische Häretiker August Thalheimer einen sehr helllichtigen Gebrauch machte) und die Freud'sche Psychosentheorie lieferten ihm die entscheidenden Anstöße zum tieferen Verständnis des deutschen Faschismus, den er zugleich als kollektive Regression, als Rückfall in atavistische, präzivilisatorische Stadien der Menschheitsentwicklung auffaßte.

Seine komplexe Deutung des Nationalsozialismus, die auch aus heutiger Sicht die denkbar avancierteste ist, hat er im »Beil von Wandsbeck« (1943) in einer Weise literarisch materialisiert, die berechtigt, von einem antifaschistischen Schlüsselroman zu sprechen, der im Westen erst noch (oder wieder) zu entdecken wäre. Was diesen Roman, der im Hamburg der Vorkriegszeit spielt, von den meisten antifaschistischen Romanen des Exils unterscheidet, ist — außer dem persiflierenden Spiel mit der Faustus-Figur und der Verknüpfung der realistischen Handlungsstränge zu einer komplexen Symbolik — vor allem der vorurteilslose Blick auf den Täter, frei von jeder billig zu habenden moralischen Verurteilung, frei auch von jeder dämonisierenden Mystifikation.

Der Autor sucht den Metzgermeister und SS-Mann Albert Teetjen, den die Konkurrenz der großen Warenhäuser an den Rand des Ruins gedrängt hat und der, um sein Geschäft wieder in Gang zu bringen, zum Ersatzhenker an vier unschuldigen Opfern des Hakenkreuzes wird, vielmehr als einen "durchschnittlichen Deutschen" zu begreifen, als einen "Kleinbürger der Kriegs- und Nachkriegsgeneration, nicht böser noch

besser". Gerade wir Nachgeborenen erfahren hier über den Alltag und die Soziologie des dritten Reiches wie über die Faszination, die Hitler auf Millionen Deutsche ausübte, mehr als aus den meisten wissenschaftlichen Publikationen zu diesem Thema. Würde sich die öffentliche Diskussion über die deutsche Vergangenheit auch nur annähernd auf dem Niveau dieses Romans bewegen, hätten wir eine 'Historiker-Debatte' jedenfalls nicht nötig gehabt.

Seit seiner Jugend litt Arnold Zweig an einer, sich mit den Jahren verschlimmernden, Augenkrankheit, die ihn zwang, seine Bücher größtenteils zu diktieren. Aus dieser Not ist jedoch eine Tugend geworden. Dem oralen Erzählfluß verdanken seine Romane ihren unverwechselbaren Ton, jene Unmittelbarkeit und überraschende Leichtigkeit, die der reinen Schriftsprache oft mangelt. Gleichwohl scheint es rätselhaft, wie Zweig die oft kompliziert gebauten Sätze seiner Prosa aus dem Stand diktieren konnte, ohne sie im Schriftbild vor sich zu sehen. Einmal schrieb er an Lion Feuchtwanger: "Die Aufgabe ist für meine Augen hart. Ich möchte Sie jedoch nicht langweilen mit einer Schilderung, auf wie komplizierte Weise diese Biester zugleich besser zum Sehen in die Welt und untauglicher zum Lesen werden." Es ist staunenswert, wie helllichtig der — zeitweise fast erblindete — Teiresias des deutschen Exils die Welt, vor allem den Mikrokosmos des Dritten Reiches, beschrieben hat.

Der Analytiker des Antisemitismus

Es gilt aber nicht nur den Schöpfer des modernen politischen Romans, sondern auch den hochintelligenten und wortmächtigen Essayisten Arnold Zweig wiederzuentdecken, der sich so gründlich wie kaum ein anderer in vier umfangreichen Buchessays mit dem Problem des Antisemitismus und Zionismus auseinandersetzte und, schon während des Exils, hinsichtlich der Palästinenserfrage Einsichten und Erkenntnisse formulierte, die im Nachhinein geradezu prognostisch anmuten.

Bereits als junger Student, der von Universität zu Universität zog und gleichzeitig Literatur, Philosophie, Psychologie, Geschichte, Fremdsprachen und Nationalökonomie studierte, kam Zweig mit dem Zionismus in Berührung. 1912 lernte er auch den geistigen Führer des Zionismus, den großen jüdischen Denker Max Buber kennen, der für ihn zum Mentor nicht nur auf dem Gebiet der Judaistik, sondern auch für seine literarischen Arbeiten wurde: Diese waren zunächst fast ausschließlich von jüdischen Problemen geprägt, bis die Erfahrung des ersten Weltkrieges für sein Denken und Schreiben neue Akzente setzte.

In den Jahren der Weimarer Republik beschäftigte sich Zweig wieder intensiv mit dem Antisemitismus-Problem, dem er seine umfangreiche Studie »Caliban oder Politik der Leidenschaft« widmete. In diesem großen, Sigmund Freud gewidmeten Essay "über die menschlichen Gruppenleidenschaften, dargetan am Antisemitismus" erkannte er den Nationalismus als Hauptgefahr für Zivilisation und Kultur, als ein massenpsychologisches Phänomen, dem historische, politische und ökonomische Argumente nur als Rationalisierungen dienten und der in Wahrheit auf tief verwurzelten Gruppenaffekten beruhte: dem "Differenzaffekt" zum einen, womit Zweig die "triebhafter Erregung und Abstoßung" bezeichnete, mit welcher Menschengruppen auf das Verschiedensein anderer Menschengruppen reagierten, und dem "Zentralitätsaffekt" zum anderen, der die "Überbetonung und Vollkommenheit der eigenen Gruppe für das Weltall" geltend mache.

Davon abzugrenzen suchte er einen gleichsam natürlichen und rechtmäßigen Nationalismus, der "nicht beschuldigt werden" könne, "fremdes Sein zu vergewaltigen", sondern der lediglich darauf ziele, "eigenes Sein sicherzustellen". Diese Rechtfertigung eines "jüdischen Nationalismus" versah der zionistische Propagandist Zweig jedoch mit deutlichen Einschränkungen und Mahnungen: "Aber dennoch bleibt die Konstatierung den Juden nicht erspart, daß auch ihr Nationalismus heute noch eine ungeheuer affektive Komponente hat und Differenz- und Zentralitätsaffekt im schönsten Blühen zeigt: in der Haltung der bürgerlichen Jugend und eines Teils der Arbeiterjugend den Arabern gegenüber".

Schon vor seiner Emigration ins palästinensische Exil wurde die Araberfrage für Zweig zum humanen und politischen Prüfstein des sich auf seine staatliche Existenz vorbereitenden jüdischen Gemeinwesens. Als (seit 1924) ständiger Mitarbeiter der »Jüdischen Rundschau« trat er für einen Zionismus liberal-sozialistischer Prägung ein, das heißt, für die Schaffung eines bi-nationalen Staates, in dem Araber und Juden unter einem Dach gleichberechtigt zusammenleben. Diese wohl allzu idealistische Hoffnung wurde bitter enttäuscht, nachdem der Emigrant im Dezember 33 seine Zelte in Haifa aufgeschlagen hatte. Nicht nur in der Araberfrage stand Zweig quer zum hebräischen Nationalismus; vor allem der pauschale Antigermanismus des Jischuw (der jüdischen Gemeinde Palästinas, einer sozusagen vorstaatlichen Organisation Israels) — der nach der Eskalation des antisemitischen Terrors in Deutschland bis hin zur 'Reichskristallnacht' allerdings verständlich war — machte ihm schwer zu schaffen.

Im Gegensatz zu den hebräischen Nationalisten, die keine andere Sprache öffentlich zum Druck zuließen und die deutsche als Feindsprache

achteten, war Zweig der Meinung, daß man Zionist sein, für die jüdische Heimstätte eintreten und dennoch Deutsch sprechen kann. Seine (auch durch sein schweres Augenleiden bedingte) Unfähigkeit, das Neuhebräische zu erlernen, wurde ihm jedoch als Arroganz ausgelegt und vertiefte den Graben zwischen ihm und dem Jischuw. Keines seiner Bücher — außer dem »... Grischa« — fand Zugang zum hebräischen Büchermarkt, keines seiner Theaterstücke den Weg zu den hebräischen Bühnen, und in der Landespresse brachte er kaum einen Artikel unter. So lebte er gewissermaßen in einem doppelten Exil: Aus Deutschland verjagt und im 'Land seiner Väter' ein Fremdling.

Das Zerwürfnis mit seinen Landsleuten eskalierte bis zum offenen Terror gegen ihn, als Zweig, nach Kriegsbeginn, auch die politische Bühne betrat — und zwar durch die Gründung der Wochenschrift »Orient« im Frühjahr 1942, für die Zweig das geistige Patronat übernahm. Eine deutsche Exilzeitschrift in einem Lande herauszugeben, das mit Deutschland im Krieg lag, war ein ebenso mutiges wie halsbrecherisches Unternehmen.

Der »Orient« setzte sich nicht nur für die Versöhnung mit den Arabern und für einen bi-nationalen Staat ein, sondern er wandte sich auch gegen die pauschale Verfemung alles und aller Deutschen, gegen die Gleichsetzung von Deutsch und Nazi. Ja, er warnte ausdrücklich davor, den Nationalismus der Nazis mit dem Nationalcharakter der Deutschen zu verwechseln. In einer langen Artikelserie zum Thema "Antigermanismus" plädierte Zweig für Deutschfeindlichkeit auf dem Schlachtfeld, aber nicht für den Antigermanismus auf dem Gebiet der Sprache und Kultur. Deutsch sei nicht nur die Sprache Hitlers, sondern auch Goethes, Schillers, Heines, der Gebrüder Mann, Brechts, Feuchtwangers und Tucholskys. Nicht zuletzt war es die Sprache Arnold Zweigs.

Zugleich rührte der »Orient« an ein zionistisches Tabu, als er, nach dem Überfall Hitlers auf die Sowjetunion, zur Solidarität und materiellen Unterstützung der Roten Armee aufrief. Als Zweig im Juni 1942 im Tel Aviver »Cinema Esther« einen Vortrag zugunsten der »Liga Victory für Rußlandhilfe« hielt — und dies noch auf Deutsch —, sprengte eine rechtszionistische Organisation die Versammlung. Es gab mehrere Verletzte, auch Zweig wurde tödlich angegriffen und vom Podium gestoßen. Mit einem Bombenattentat auf die Druckerei des »Orient« erzwang man schließlich dessen Einstellung, nachdem schon zuvor Mitarbeiter mit Morddrohungen unter Druck gesetzt worden waren. Seither war Palästina für Zweig nur noch ein unwirtliches Asylland. Im Februar 1943 schrieb er an Feuchtwanger: "Ich bin hierhergegangen, weil ich nicht heimlich Wein trinken wollte, nachdem ich öffentlich 25 Jahre Wasser

gepredigt hatte. Gut und schön, aber ich hätte schneller lernen können, daß ich nicht zu Leuten gleicher Abstammung passe, sondern zu denen gleichen Geistes."

Noch immer exiliert

Am 16. Juli 1948, zwei Monate nach der Gründung des Staates Israel, verließ Arnold Zweig, zusammen mit seiner Frau Beatrice, Palästina. Sein Traum von einem bi-nationalen jüdisch-arabischen "Gerechtigkeitsstaat" auf sozialistischer Grundlage war durch die zionistische Staatsgründung, der die Armeen der Arabischen Liga sofort den Kampf ansagten, endgültig zu Bruch gegangen. Auf dem Umweg über Prag kehrte Zweig nach Deutschland zurück. Er bezog eine Villa in Pankow und hatte nun alles, um ungestört arbeiten zu können. In seinem letzten (eher mißlungenen) Roman »Traum ist teuer« versuchte er, seine Erfahrungen in Palästina und seine Enttäuschung vom Zionismus literarisch zu verarbeiten. Trotz seiner grundsätzlichen Loyalität gegenüber der DDR hat er die antizionistische Politik der SED nicht unterstützt. So weigerte er sich, aus Anlaß des 6-Tage-Krieges im Nahen Osten 1967, eine antiisraelische Resolution zu unterschreiben. Zugleich dementierte er aber den Versuch der Springer-Presse, aus seiner Verweigerung politisches Kapital zu schlagen. Obschon offizieller Repräsentant der DDR-Kultur lebte er während seines letzten Lebensjahrzehntes sehr zurückgezogen. Bis zu seinem Tod am 26. November 1968 standen auf seinem Schreibtisch ein Bildnis Lenins, die Totenmaske Beethovens und ein Porträt Sigmund Freuds.

Gemessen an seiner literarischen Wirkung und Rezeption ist Arnold Zweig bis heute ein exilierter Schriftsteller geblieben. Denn er unterlag dem Tabu, das in der Gründerzeit des westdeutschen Staates und darüber hinaus über die gesamte deutsche Emigration verhängt war: der Komplizenschaft des Schweigens über die jüngste deutsche Vergangenheit. Der aggressive Antikommunismus, der den Westdeutschen eingehämmert wurde, ersparte ihnen die Auseinandersetzung mit ihrer nazistischen und antisemitischen Vergangenheit — und damit die Auseinandersetzung mit dem Werk Arnold Zweigs, das diese Vergangenheit mit dem Scheinwerfer der Psychoanalyse und der materialistischen Vernunft gleich doppelt belichtete.

Das Werk Arnold Zweigs liegt seit kurzem in einer mit 17 Bänden reich bestückten Auswahl, die Wilhelm von Sternburg besorgte, im S. Fischer-Taschenbuchverlag vor. Dort sind ebenso erschienen die Briefwechsel des Autors mit Lion Feuchtwanger und Sigmund Freud,

Manuel Wiznitzers Biografie Arnold Zweigs und Wilhelm von Sternburgs Materialien zu Leben und Werk.

In der DDR wird das literarische, vor allem das essayistische Werk des Dichters nur selektiv ediert. Seine umfangreichen Studien zum Problem des Antisemitismus und des Zionismus warten noch heute auf eine Neuauflage in der DDR. Im Unterschied zu Bertolt Brecht und Anna Seghers hat der Romancier Zweig in der nachwachsenden DDR-Literatur keine Schule bilden können. Wie H.A. Walter in seinem brillanten Essay zur Neuauflage des »Beil von Wandsbek« (in der Bücher-gilde Gutenberg) aufgezeigt hat, ist dies vor allem auf die von Georg Lukàcs stammende Fehlbewertung der Zweigschen Erzählkunst als einer "Erzählkunst alten Stils" zurückzuführen; eine Bewertung, der sich maßgebliche westdeutsche Literaturkritiker wohl deshalb angeschlossen haben, weil Zweig in all seinen Romanen am auktorialen Erzähler festgehalten hat.

So wurde in Ost und West übersehen, daß — wie Walter resümiert — "Arnold Zweig die Erkenntnisse Freuds für seine Gestaltungstechnik kongenial genutzt, ... daß er ganz bewußt die Seelenregion des Unbewußten methodisch für die Literatur erschlossen; daß er in der Nachfolge und unter Anwendung von Freud einen beträchtlichen Teil jener Undurchsichtigkeit der Welt aufgeheilt hat, die in der Literatur zur Krise des Erzählens und zum Zweifel am auktorialen Erzähler geführt hat. Er hat auf diese Krise freilich konstruktiv geantwortet, statt ihr mit Zerstören vermeintlich unbrauchbar gewordener Formen destruktiv zu begegnen... Kein Zweifel ist möglich: Arnold Zweig ist ein 'Neuerer' gewesen wie Joyce oder Döblin, ein 'Experimentator' im 'Formalen' gleich Brecht, Dos Passos oder Anna Seghers."

Robert Musil: Das Bewußtsein vermag nicht, das Wimmelnde, Leuchtende der Welt in Ordnung zu bringen, denn je schärfer es ist, desto grenzenloser wird, wenigstens vorläufig, die Welt; das Selbstbewußtsein aber tritt hinein wie ein Regisseur und macht eine künstliche Einheit des Glücks daraus.

Ben's

HistoMat

Mitternachtszeitung für gebildete Leser

Sibylle Wirsing: "Denn das Lessing-Genie drängt zur Sache. Es kennt außer Zynismus kein Mitleid."

*

Zu Wolfgang Harichs Frage im neuen »Sinn und Form«, "ob Nietzsche zu edieren nicht überhaupt zum Verbrechen geworden sei", fiel mir eine betagte Antwort von Wolfgang Neuss ins Ohr: "Wir sind für die Wiedereinführung der Todesstrafe — für die, die sie fordern!"

Ob der Friedensbegriff — sofern das, was in jüngster Zeit so bezeichnet wird, beide Teile des zusammengesetzten Wortes verdient — sich als Zeitbombe — eine solide Zusammensetzung — im Marxismus erweist?

Der Kapitalismus ist eine innere Angelegenheit der DDR geworden und wird dort zu Propagandazwecken benötigt:

Otto Reinhold, Mitglied des ZK der SED und Rektor der Akademie für Gesellschaftswissenschaften der DDR (der in einem Interview — Debatte 6-7/86 — durch seine Antworten vor allem die Fragen von Günter Gaus glänzen ließ), muß neuëdings kommunistische Gemüter im eigenen Land wegen des SPD(-SED)-Papiers reparieren: "Auf Feindbilder kann der Sozialismus auch weiterhin nicht verzichten." (Hervorhebung vom Feind).

Im gleichen Zusammenhang hat sein Chef Hager die Behauptung des erwähnten sozialdemokratischen Grundsatzpapiers, wonach der Imperialismus "friedensfähig" sei, wieder in seine heimische Ordnung gebracht, ins kleine MLmalEins. Das sei er mitnichten, dazu müsse er erst gemacht werden. Nähere Angaben — von wem und wie — fehlen, auch, warum nun eigentlich seine Kollegen Genossen die erste Fassung unterschrieben haben und warum der Schwampf von seinesgleichen dort wie hier und nach wie vor als Friedens-tat gerühmt wird.

*

Wo einer den anderen zur Selbstkritik zwingen kann, statt ihn zu kritisieren, zeigt sich, daß Selbstkritik das genaue Gegenteil von Kritik ist, daß erstere zur Diktatur gehört wie letztere zur Demokratie. Wer den zweckmäßigen Umgang mit sich selbst nicht mit politischer Freiheit verwechselt, kann es einsehen.

Schad, daß'd scho gehn muß!

Jelzin (ehemaliger Moskauer Stadtparteichef): "Ich habe mich persönlich sehr schuldig gemacht gegenüber Michail Sergejewitsch Gorbatschow, dessen

Ansehen in unserer Organisation, in unserem Land und in der ganzen Welt so hoch ist." — Drum hat er auch nicht mehr so weit gehen müssen, der neue erste stellvertretende Vorsitzende des Staatskomitees für das Bauwesen, das Mitglied des Ministerrats.

Das war zur Zeit der Sonnenfinsternis noch anders.

Milan Kundera: "Raskolnikow kann die Last seiner Schuld nicht ertragen und bejaht die Bestrafung, um Frieden zu finden. Es ist die wohlbekannte Situation, in der *die Schuld die Strafe sucht*."

Bei Kafka ist diese Logik umgedreht. Derjenige, der bestraft wird, kennt den Grund der Bestrafung nicht. Die Absurdität der Strafe ist so unerträglich, daß der Angeklagte, um Frieden zu finden, nach einer Rechtfertigung für die Züchtigung sucht: *Die Strafe sucht die Schuld*."

*

Ja, Ja! — Aber wir sind eben nicht "zu früh" gekommen. Ihr seid zu spät — und nicht gekommen, sondern zum Jagen getragen worden.

Schwäbische Sozialaffirmation:

Schaffen Sie auch am Band? — Nein, ich kann frei rumlaufen.

"Wie sooft schon, wenn vor dritten/ Zwei an ihrem Einssein litten" (Robert Gernhardt), erzählt Ottone einen seiner Prager Frühlings-Witze:

Im Kapitalismus wird der Mensch durch den Menschen ausgebeutet. Im Sozialismus ist es genau umgekehrt.

Und wenn man ins Witzeerzählen kommt... Melancholisch zitiert Harry Mayer einen jüngeren aus der DDR:

Das Sein verstimmt das Bewußtsein.

Jedenfalls sind wir alle Opfer und Gärtner zugleich.

Der Frankfurter Opembrandstifter hingegen ist deutsch-deutscher-Kulturaustausch.

Für die 100 Millionen haben wir aber ein paar ordentliche Schauspieler gut, meine Lieben! — notfalls auch Hermann Kant.

*

Sagt das Objekt zum Subjekt: Du bist stumm (— warum?) und ich bin dumm, darum.

Wenn sich das Individuum hinter seinesgleichen verstecken will, erfindet es eine 'gesellschaftliche Verantwortung'.

Strategiedebatte statt Distanzierung vom Terrorismus:

Natürlich brauchen wir Helden, wir wissen bloß nicht wozu. Die Herren und Damen Heldinnen müssen sich also ein wenig gedulden, bis es uns eingefallen ist.

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Zeitschrift für Demokratie und Sozialismus

Herausgeber:

Walter Dirks · Eugen Kogon · Heinz Kühn · Johannes Rau
Heinz O. Vetter · Hans-Jochen Vogel · Herbert Wehner

Thema des November-Heftes:

Das Westbündnis nach Doppelnul

mit Beiträgen von

Klaus Bloemer · Dieter Boden · Franz H. U. Borkenhagen
Mathias Jopp · Karl-Heinz Klär · Oskar Lafontaine
Berthold Meyer · Peter Schlotter

Walter Euchner:

Strategisches Kalkül und politisches Denken.
Lehren der „Göttinger Erklärung“

Peter Glotz:

Die verwerflichen Heringe in den Stilleben
der Niederländer oder Versuch über Johannes Mario Simmel

Hilmar Hoffmann:

Gottsucher und Neu-Humanisten.
Annäherungen an Bazon Brock

DIE NEUE GESELLSCHAFT/FRANKFURTER HEFTE
erscheint monatlich, kostet im Jahresabonnement DM 66,-
zuzüglich Versandkosten.

Abonnements und Probehefte:

Redaktion DIE NEUE GESELLSCHAFT/FRANKFURTER HEFTE
Postfach 20 13 52, 5300 Bonn 2

Stephan Wackwitz

Die Welt im Fenster der Kammer des Armen Poeten

Unterwegs zu einer Theorie des Angestelltenschriftstellers

*Wir alle, die wir träumen und denken, sind Buchhalter
und Hilfsbuchhalter in einem Stoffgeschäft oder irgend-
einem anderen Geschäft in irgendeiner Unterstadt. Wir
führen Buch und erleiden Verluste; wir ziehen die
Summe und gehen vorüber; wir schließen die Bilanz,
und immer spricht der unsichtbare Saldo gegen uns.*

Fernando Pessoa

I

Ein neues Ledersofa für die Dachkammer der Armen Poeten

Fernando Pessoa, der Begründer der modernen portugiesischen Literatur, arbeitete sein Leben lang als Buchhalter. Er veröffentlichte zu Lebzeiten nur eine Handvoll — zudem weniger bedeutender — Gedichte. Alles, was er geschrieben hatte, fand man später in einer großen Holztruhe in seiner Mansarde.

Ein Freund von mir, einer der unzählbaren Lyriker, die keiner kennt, ist Lehrer. Er schreibt: "Wenn ich morgens am Fotokopierapparat stehe, um Unterrichtsmaterialien zu vervielfältigen, denke ich an Fernando Pessoa. Gegen neun bilden sich am Fotokopierapparat kleine, nervöse Schlangen von Lehrern. Ich sehe durchs Fenster auf eine große Platane, die sich im Wind bewegt und denke an Fernando Pessoa. Er geht, eilig und unglücklich, korrekt gekleidet, über eine Straße in Lissabon. Im Pflaster ein Mäandermuster. In seiner Hand trägt er ein Papier, das ebenso eine Rechnung sein könnte wie ein Gedicht eines der pseudonymen Dichter, die er aus seinem Angestelltendasein herausgesetzt hat. Der Fotokopierapparat piepst und blinkt. Speziell einige Lehrerinnen haben die Angewohnheit, in Situationen wie dieser betont aufgeräumt vor sich hinzusummen."

'Nach Europa zurückgekehrt, brauchte ich die tägliche Schrift und las vieles neu.' So beginnt Peter Handkes Roman »Die Lehre der Sainte Victoire«. Ich dagegen fühle mich in der Warteschlange vor dem Fotokopierapparat nach Europa zurückgekehrt. Alles, was ich gelesen habe, erscheint da in einem neuen Licht. Und die 'tägliche Schrift' ist an solchen Morgenden so wichtig, wie sie mir weder in meiner Zeit als Student noch als Universitätsangestellter war. Alles, was mir einfällt, kommuniziert unterirdisch mit diesen alltäglichen Momenten der kleinen Verzweiflung vor dem Fotokopierapparat."

Es geht nicht nur ihm so. Eine Art Kulturrevolution ist im Gange. Es gibt so viele unbekannte Künstler, die als Angestellte arbeiten, und auch so viele bekannte Künstler können nur mithilfe irgendeines Jobs überleben, daß die Lebensweise Fernando Pessos zum Archetypus eines kunstsoziologischen Massenphänomens geworden ist.

Noch vor fünfzig Jahren konnte der Widerspruch zwischen der Existenz des Bürgers und der des Künstlers ein so ausgedehntes literarisches Hochgebirgsmassiv wie das Werk Thomas Manns thematisch motivieren. Heute ist vom Managing Director bis zum Büroboten alles 'eigentlich' Bildhauer. Oder Lyriker. Oder macht wenigstens eine Töpferlehre. Und die Künstler 'jobben' irgendwo.

Zurück zu Fernando Pessoa, zu Franz Kafka, Italo Svevo, Hermann Broch, Hermann Lenz. Auf Spitzwegs Gemälde sitzt der Arme Poet in unbequemer Lage unterm Dach. Der Ofen ist kalt. Sein kariertes Hausrock erinnert an ein Clownskostüm. Die Wintersonne scheint durchs Fenster. Auf den verschneiten Dächern draußen rauchen die Schornsteine. Da wohnen die Bürger. "Was fragen sie nach meinen Schmerzen, ihr Kind ist eine reiche Braut."

Dummer August

Auf den ersten Blick scheinen sich alle einig: Das Leben der Angestellten sei eine große Lächerlichkeit und eine große Verzweiflung. Ihre Arbeit sei das Modell aller Arbeit im Schatten der universalen Herrschaft des Technischen: leicht, marginal und lächerlich. Günter Anders hat das Angestelltenleben philosophisch sogar zum Paradigma des Konformismus als der epochalen Form des Bösen erhoben: "Unser konformistisches Sein ist Angestellten-Sein."

Es gibt eine ausgedehnte Literatur der Angestelltenkritik und der Angestelltenverachtung, geschrieben vor allem von Angestellten. Sie läuft auf die Feststellung hinaus, der Angestellte sei ein Würstel. Ein idealtypischer Angestelltenkritiker könnte etwa schreiben: "Das Angestelltenleben hat zur Welt keinen Ausgang. Es ist die totale Verkasperung der Männer und Frauen, die ihm zum Opfer fallen. Die Arbeit der Angestell-

ten ist einerseits geistige Arbeit und genießt deren Imageprivilegien, andererseits hat die große Mehrheit noch der gehobenen Manager nichts zu tun, was sich über den objektiven geistigen Gehalt einer Tätigkeit vom Typus etwa des Tütenklebens wesentlich erhöhe. Dazu noch ist es auch erfahrenen Angestellten kaum möglich, die anfallenden Aktenvorgänge, Mahn-, Rechnungsstellungs-, Wiedervorlage-, Berichts-, Ausarbeitungs- und schließlich Entscheidungsvorgänge nebenher und mit halber Konzentration zu erledigen. In jedem Detail kann der Teufel stecken und den verantwortlichen und haftbaren Kader viel von seinem professionellen Ruf und nicht zuletzt Geld kosten.

Das Ideal der Angestellten hat mit ihrer Wirklichkeit nichts zu tun. Ihre Illusionen über sich selbst sind dokumentiert in ihren pompösen Berufsbezeichnungen, in den schwungvoll-gestochenen Schriftzügen auf den Visitenkarten, die sie alle haben, ihre ernsthaftere Selbstreflexion spricht sich dagegen aus in den Selbstverhöhnungsplakaten, die sie sich gern über den Arbeitsplatz pinnen: 'Hier verblödet ein Genie', oder — die offene verbale Rebellion ist durch Masochismus gerade noch kaschiert —: 'Man muß kein Idiot sein, um hier zu arbeiten, aber es hilft'. Jerry Lewis ist der Schutzheilige der Großraumbüros."

So etwa schriebe der idealtypische Angestelltenkritiker. Und natürlich hätte er recht. Und natürlich hätte er unrecht. Was an den Angestellten erscheint, ist ja ein epochales Elend. Der Angestellte, der Würstel, ist nichts als die personifizierte, die Allegorie der Moderne.

Die Kritik der Moderne beginnt als ästhetische. An der Moderne fiel ihren Kritikern zuerst auf, daß man kein Heldenepos über sie schreiben kann. "Einen schon zu organisierter Verfassung herausgebildeten Staatszustand mit ausgearbeiteten Gesetzen, durchgreifender Gerichtsbarkeit, wohleingerichteter Administration, Ministerien, Staatskanzleien usw. haben wir als Boden einer echt epischen Handlung von der Hand zu weisen" — das schreibt Hegel in der »Ästhetik«. Und am Angestellten, der nun eben in solchen "wohleingerichteten Administrationen" arbeitet, stört einen ja noch heute vor allem, daß er so verdammt unheroisch ist, daß — wieder Hegel — für den Angestellten anders als für den Helden des Epos das "Objektive" so wenig, so gar nicht "als von ihm ausgehend das Seinige" ist, daß er — Günter Anders — unterm Druck des Objektiven nicht einmal mehr Konformist, sondern schon "Kongruist" ist.

Die revoltierendste Szene der modernen Literatur: wie sich Joseph K. von diesen beiden hergelaufenen Lumpenbürokraten das Messer in die Kehle jagen läßt. "Es war, als sollte die Scham ihn überleben." Die Hilflosigkeit des Angestellten ist zugleich seine Häßlichkeit wie sie seine Scham, ja: seine Schuld ist. Hinter der Verzweiflung des und über den Angestellten steht die unglückliche Liebe der Moderne zu den Heroen. Hitler mobilisierte die Angestellten als erste und am leichtesten. Bhag-

wan Shree Rajneesh war in seinen besten Zeiten umgeben von einem Stefan-George-artigen Zirkel aus gestiegenen ehemaligen Spitzenangestellten.

Denn auch Karrieremachen hilft im angestellten Universum bekanntlich nicht gegen die allgegenwärtige, zermalmende objektive Sinnlosigkeit. Je weiter oben in der Hierarchie, desto fühlbarer wird sie. Michael Rutschky schreibt: "In den Bürokratien entsteht auch für die höheren Chargen eine Art innerer Arbeitslosigkeit, die auszuhalten eine ganze Reihe ganz eigener Qualifikationen erheischt" — und er zitiert den Soziologen Robert Presthus, der feststellte, diese Qualifikationen bestünden vor allem in der Befähigung, "endlose Besprechungen durchzustehen, ernsthaft Meinungen und Vorschläge von Untergebenen zu diskutieren, die weder wissen noch darüber informiert werden können, daß übergeordnete organisationspolitische Entscheidungen den Bereich des Möglichen so sehr eingeschränkt haben, daß sich jede Diskussion eigentlich erübrigt; die oft sinnlosen Erörterungen durchzustehen, in die Konferenzen nicht selten ausarten; sich bereitwillig um unwichtige Dinge zu kümmern; Antipathie und Gereiztheit zu unterdrücken; Ungleiche gleich zu behandeln; mit ernsthafter Miene umfangreiche Pläne und Projekte vorzuschlagen, von denen die meisten mit Sicherheit tot geboren sind ..."

Das Lächerlichkeitsleid der Angestellten wird in diesem Zitat vollends erkennbar als Weltzustand. Je mehr Arbeit die Angestellten haben, desto mehr entzieht sich ihnen das, was Arbeit heroisch machen könnte, die Möglichkeit, Entscheidungen zu treffen und das, was Arbeit ästhetisch qualifizieren könnte, die Möglichkeit, etwas zu gestalten. Während den kleinen Angestellten wenig mehr übrigbleibt, als aufzupassen, daß das Telefon nicht vom Tisch fällt, wachen die Spitzenkräfte darüber, daß die Sachzwänge nicht vom Tisch fallen. Noch einmal Günter Anders: "Automationshirten" — oder eben Sachzwanghirten.

Und dann die grauen Seidenkostüme, die italienischen Anzüge, Lächerlichkeit tötet. Aber gerade in dieser allein noch denkbaren Form, sich mit dem Tod zu konfrontieren (daß er zu dieser Konfrontation bereit war, hat einmal den Helden definiert) liegt eine neue Möglichkeit von Tragik und Heroik.

Prometheus

Hier kommt der Angestelltenschriftsteller ins Spiel

"Endlich sage ich es", notiert Kafka am 3. Oktober 1911 ins Tagebuch, "behalte aber den großen Schrecken, daß zu einer dichterischen Arbeit alles in mir bereit ist und solche Arbeit eine himmlische Auflösung und ein wirkliches Lebendigwerden für mich wäre, während ich hier im Bureau um eines so elenden Aktenstückes willen einen solchen Glückes fä-

higen Körper um ein Stück seines Fleisches berauben muß." Arbeitend brüllt Kafka nach der wirklichen Arbeit, dem Schreiben.

Sie wäre "himmlische Auflösung" und "wirkliches Lebendigwerden". Die Adjektive dieser beiden Nominalgruppen stellen eine Beziehung her zwischen dem Himmlischen und dem Wirklichen. Das ist die alte Aufgabe des Helden. Die Substantive daneben markieren die Pole des Kreativen, Auflösen und Lebendigwerden. In Kafkas beiläufiger Formulierung sind Himmel und Erde im Zeichen heroischer Kreativität aneinandergebunden. Himmel und Erde könnten durchs Medium der "dichterischen Arbeit" Kafkas miteinander sprechen. Aber ein Aktenstück, gerade wert, um daraus eine Papierschwalbe zu machen, hackt als Adler an seinem Fleisch.

Der große Schriftsteller Kafka und der kleine Schriftsteller an seinem Fotokopiergerät gehen aufeinander zu. Es handelt sich dabei um eine gesellschaftliche Bewegung.

Das Büro als Weltbild

Gerade Kafka: liest man seine Korrespondenz, seine Tagebücher, hält man ihn zunächst für einen typischen angestellten Angestelltenschriftsteller. 'Das Bureau' ist der Feind, weil es das Nichtschreiben ist: "Schreiben und Bureau schließen einander aus, denn Schreiben hat das Schwergewicht in der Tiefe, während Bureau oben im Leben ist" — und so weiter, auf jeder Seite fast.

Aber wer Kafka genau liest, der weiß natürlich auch, daß dieser geniale Equilibrist gerade da am wenigsten wörtlich zu nehmen ist, wo er sich am entschiedensten ausspricht. Die testamentarische Anweisung an seinen größten Bewunderer Max Brod, den Nachlaß zu verbrennen, ist paradigmatisch für die double-bind-Struktur fast aller seiner lebenspraktischen Äußerungen. Bedenkt man die Energie, mit der sich Kafka der Ehe zu widersetzen gewußt hat, so bekommt man eine Ahnung davon, welche Kräfte ihm zur Verfügung gestanden hätten, wenn er sich aus der Umklammerung seines Postens wirklich hätte lösen wollen.

Kafka wollte jedoch Angestellter bleiben: weil er nur als Angestellter Welt-Literatur schreiben konnte. Seine Klagen sind Spielmaterial. Das Büro ist das Nicht-Schreiben, ist der Feind — aber ein Feind, ohne den gültiges Schreiben nicht zustande kommt.

Aus Brods Kafka-Biographie wissen wir, daß Kafka, für den Literatur "eine Form des Gebets war", alle Formen einer Verbindung von Schreiben und Erwerbstätigkeit, den Journalismus etwa, ablehnte. Und sogar der oft so undurchtriebene Freund, dem Kafkas heroisch moderne Angestelltenschriftschizophrenie gründlich fremd war, hat geahnt, daß

das Angestelltenleben nicht nur war, was es auch war, der Mörder des Menschen Kafka, sondern auch der Stachel, der den Schriftsteller Kafka jede Nacht neu hervorbrachte.

"Es ist klar, daß Kafka einen großen Teil seiner Welt- und Lebenskenntnis sowie seines skeptischen Pessimismus aus amtlichen Erfahrungen, aus der Berührung mit dem Unrecht leidenden Arbeitern und aus dem Getriebe schleppenden amtlichen Geschäftsgangs, dem stagnierenden Leben der Akten empfangen hat. Ganze Kapitel der Romane »Der Prozeß« und »Das Schloß« nehmen ihre Schale, ihre realistischen Deckblätter aus dem in der Arbeiter-Unfall-Versicherung erlebten Milieu."

Natürlich ist das Angestelltenmilieu nicht nur Staffage, Deckblatt, Schale. Indem Kafka vielmehr das Leben der Akten in seinen Romangleichnissen zum Zentrum der Welt erhob, kennzeichnete er das Angestellt-Sein als einen Weltzustand.

In meinem Zivildienst arbeitete ich in einer großen karitativen Verwaltung als Bürobote. Gleichzeitig mit einem Kollegen las ich damals den »Prozeß«. In einem »Längeren Gedankenspiel' à deux, das halb Ulk war und halb Verzweiflung, lebten wir unsere Lektüre im Zwielficht der langen Korridore, im Schatten der Zimmerlinden aus. Wir rochen den Geruch von Kaffeemaschine, Vesperbrot, Bohnerwachs und Papier, wir betrachteten die Gummibänder und die Büroklammern in den Schreibzeugschalen, wir sahen in die verbitterten und überlegenen Gesichter der Beamten und unterhielten uns in unserem kleinen, mit Maobildern geschmückten Büro darüber, hinter welcher Tür einem, wenn man sie plötzlich öffnete, der 'Prügler' begegnen würde. Wir führten einen Kampf mit den Putzfrauen: an einer Tür zum Behördenspeicher befestigten wir immer wieder — wie wir es in Kafkas Roman gelesen hatten — "einen kleinen Zettel", auf den wir "in einer kindlichen, ungeübten Schrift: 'Aufgang zu den Gerichtskanäleien'" geschrieben hatten. Zivi-Streiche. Aber sie halfen, das Hilfsangestelltenleben zu ertragen und Kafkas Buch zu verstehen. Wir hatten einen Gedanken, und wir wußten, er ist wahr.

Die Erzählungssammlung »Ficciones« von Jorge Luis Borges erschien 1944 und gilt als Inkunabel der lateinamerikanischen Moderne. Die vorletzte, die Schwerpunktgeschichte des Bandes beginnt so: "Das Universum (das andere die Bibliothek nennen) setzt sich aus einer unbegrenzten und vielleicht unendlichen Zahl sechseckiger Galerien zusammen, mit weiten Entlüftungsschächten in der Mitte, die mit sehr niedrigen Geländern eingefast sind." Als Borges diese Erzählung veröffentlichte, arbeitete er bereits sieben Jahre lang in einer Filiale der Stadtbücherei von Buenos Aires in einem südlichen Vorort. "Meine Aufgabe, die ich mit fünfzehn oder zwanzig Kollegen teilte, bestand im Klassifizieren und Katalogisieren der Bibliotheks-Bestände, die bis dahin nicht katalogisiert waren. Allerdings war die Sammlung so klein, daß wir die Bücher

auch ohne Katalog fanden, so daß das mühsam durchgeführte System nie beansprucht oder benutzt wurde." Auf der langen Straßenbahnfahrt zur Bücherei las Borges die Divina Commedia. Die sinnlose Angestelltenarbeit in der Bücherei und die ontologische Sinnsystematik der Commedia scheinen in die Geschichte von der babylonischen Bibliothek gleichermaßen eingegangen zu sein. Die Bibliothek von Babylon ist das moderne Universum, eine unendliche Welt aus Büchern und Regalen, aus Botschaften, deren schiere Unzähligkeit jeden Sinn aufhebt, in der ein ewiger Dämmer herrscht, in der man "ein paar Meilen von dem Sechseck, in dem man geboren ward, stirbt". "Mein Grab wird die Luft sein", schreibt der Erzähler, ein Bewohner dieser monströsen Weltbücherei, "mein Leib wird immer tiefer sinken und sich in dem von dem unendlichen Sturz verursachten Fallwind zersetzen und auflösen."

Später sagte Borges über diese Erzählung, sie solle "eine Alptraum-Darstellung beziehungsweise Übertreibung dieser Stadt-Bibliothek sein, während andere Einzelheiten im Text keine besondere Bedeutung haben. Die Anzahl der Bücher und Regale, die ich in der Erzählung erwähne, war buchstäblich das, was ich am Halse hatte. Kluge Kritiker machten sich über diese Chiffren Gedanken und schrieben ihnen großzügigerweise mystische Bedeutung zu."

Für Kafka ist die Welt eine Versicherungsanstalt; für Borges eine Stadtbüchereifiliale. Beide projizieren ihre Angestelltenorte ans literarische Firmament, und die gesamte Moderne orientiert sich an diesen Über-Büros, als seien es Sternbilder.

Qualifizierte Kleinschreibung

Dafür, nicht 'frei', sondern neben einer Beschäftigung im Angestelltenmilieu, im eigentlichen Zentrum der Welt also, zu schreiben, gibt es offensichtlich ernstzunehmende geschichtsphilosophische Gründe. Es gibt aber auch solche, die mit verschiedenen Typen kreativer Möglichkeiten zusammenhängen. Die heute gängigen Vorstellungen davon, was ein Künstler ist, sind geprägt von der Figur des Romanfabrikanten des 19. Jahrhunderts, der wiederum die Künstlerversion des klassischen Bourgeois darstellt. Sein Bild erscheint in Balzac, dem Berserker literarischer Produktivität, der um sich her das 19. Jahrhundert in Bildern aufbaut, so wie es draußen in den Straßen und Fabriken real sich aufbaut. Diese Figur kann längst nicht mehr als das verbindliche Paradigma der künstlerischen Arbeit gelten. Balzacs Art zu arbeiten und zu veröffentlichen, hat unterm Blickwinkel 'literarischer Ökologie' mindestens ebenso viele Werke verdrängt wie sie hervorgebracht hat. Sie hat alles Nicht-Guteingeführte verdrängt. Die Veröffentlichungsindustrie war auf diesen Typus allein eingestellt und hat alles nicht in diesem Sinn 'zünftige' Schreiben eingeschüchtert. Auch was die Sabotage an diesem Schriftstel-

lertyp angeht, beginnt mit Kafka die literarische Moderne, das 20. Jahrhundert. In Kafkas Tagebuch steht:

"Abends aber ertappte ich mich bei dem Gedanken, daß ich mich mit meiner gegenwärtigen Stellung sehr zufrieden geben könne und mich nur hüten müsse, die ganze Zeit für die Literatur freizubekommen. Kaum hatte ich diesen Gedanken näherer Betrachtung ausgesetzt, war er auch nicht mehr erstaunlich und kam mir schon gewohnt vor. Ich sprach mir die Fähigkeit ab, die ganze Zeit für die Literatur ausnützen zu können."

Jemand, der nicht die ganze Zeit für die Literatur ausnützen kann, scheint eher der Normalfall des kreativen Typus zu sein, nicht aber Feuchtwanger, die Manns, Gerhard Hauptmann oder gar der Arme Poet, der ja nur ein Nobelpreisträger im Wartestand ist. "Der Großschriftsteller unterscheidet sich vom Gelegenheitsschriftsteller darin, daß er Zeit hat, auch dann zu schreiben, wenn er nichts zu sagen hat, und zwar über Dinge, die mit wachsendem Ruhm aus wachsendem Erfahrungsmangel immer abseitiger, allgemeiner, metaphysischer werden", schrieb Hermann Peter Piwitt in einem natürlich wenig beachteten »Plädoyer für den Gelegenheitsschriftsteller«.

Milchmädchenrechnung

Nicht nur war Kafka Versicherungsjurist: Joyce arbeitete bei Berlitz wie die arbeitslosen Lehrer heute. Sein Held Leopold Bloom ist Annoncen-aquisiteur. Bennis schrieb seine Gedichte an einem der beiden Schreibtische, die in seiner Arztpraxis standen; der andere war für die Ausstellung der Rezepte reserviert. Die ersten Entwürfe zum »Mann ohne Eigenschaften« reichen in die Langeweile der Angestelltenzeit Musils bei der Stuttgarter Materialprüfungsanstalt zurück. Broch begann seine Schriftstellerlaufbahn, als er noch Manager der väterlichen Firma war. Pessoa, Borges, T. S. Eliot war Bankangestellter.

Die literarische Moderne hat eine Affinität zur Angestelltenwelt auch deshalb, weil ihre Protagonisten nicht von ihren Büchern leben konnten. Die gemäßigte Moderne lebte bequem vom Schreiben. Die literarische Avantgarde ging ins Büro und trieb abends den Materialfortschritt voran.

Nur ein Viertelstündchen

Ist es in diesem Zusammenhang Zufall, daß viele Formen der literarischen Moderne kurz oder aus kurzen Stücken sich aufbauen: Montageroman, short story, Denkbild? Lukács' Kontrahenten in der 'Expressionismusdebatte' argumentierten damit, daß die Moderne ein zerfallen-

des Gebilde sei, das sich als Trommelfeuer einzelner Momente darbiete und so auch darzustellen sei.

Viel weist aber auch darauf hin, daß der von Lukács ideologisierte große realistische Roman einfach aus Zeitmangel nicht mehr geschrieben und gelesen wird. Vielleicht haben die, die viel zu sagen haben, einfach zu kurze Mittagspausen, es so lange zu sagen und zu lesen.

Irmtraud Morgner jedenfalls schrieb in ihrem ersten großen, einem feministischen Montageroman, der von Lukács's in den siebziger Jahren noch immer wachen und mächtigen Schülern in den Literaturredaktionen und Lektoraten der DDR Schwierigkeiten zu gewärtigen hatte: "Abgesehen vom Temperament entspricht kurze Prosa dem gesellschaftlich, nicht biologisch bedingten Lebensrhythmus einer gewöhnlichen Frau, die ständig von haushaltsbedingten Abhaltungen zerstreut wird."

Eine derart stringente materialistische Begründung modernistischer Darstellungsmethoden hatte man bis dahin noch nicht gelesen.

II.

Der Mensch im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit

Es ist, als ob die Angestelltenwelt um die Menschen und um die Dinge herum etwas abschneidet. Sie wirken ausgestanzt. An den Kunstwerken wurde das zuerst sichtbar und denkbar. Dadurch, daß sie in den dreißiger Jahren ins Zeitalter ihrer unbegrenzten Reproduzierbarkeit eintraten, so drückte es Benjamin damals aus, verloren sie ihre Aura.

Heute, wo Kunstwerke überall sind, gibt es sie eigentlich gar nicht mehr. Die Mona Lisa ist von ihren Reproduktionen so zugedeckt, daß einen das Original anekelt.

Den Menschen ist es nicht besser gegangen. Zuerst den oft abgebildeten: Stars und Politikern. Ein Freund, dem es einmal zustieß, daß er den amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan von Angesicht zu Angesicht sah, berichtet, er sei von der Tatsache, daß dieser Mensch (er muß im Moment ungefähr der meistfotografierte der Welt sein) wirklich existiert, regelrecht schockiert gewesen.

Auch die Arbeit hat keine Aura mehr. Die Arbeitsbedingungen sind unbegrenzt reproduzier- und kopierbar. In einem New Yorker Großraumbüro sieht es genauso aus wie in einem Frankfurter Großraumbüro. Daß der Arbeit so ihre Aura abhanden kommt, ist das Quälende abstrakter Arbeit. Die gesellschaftlich möglich gewordene Abstraktheit der Arbeit ist mit dem Kapitalismus, wie Marx schrieb, "praktisch wahr" geworden.

Denn weil die Menschen nichts mehr um sich haben, das ihnen allein gehört und das ihnen mit der Arbeit jeden Tag neu zugesprochen wird, sind ihnen die Dinge unerträglich nahe gerückt. Wo ihre Körper aufhören, fängt Übergangslos ihre Arbeit an.

"Alles, was er sah, störte ihn. Er arbeitete schleppend und achtete darauf, in nichts verwickelt zu werden. Die Verzweiflung machte ihn still und schreckhaft. Er war so schreckhaft, daß er die äußeren Ränder seiner Brille schon mehrfach für den Schatten eines anderen Menschen gehalten hatte, der überraschend an ihn herangetreten war. Er nahm dann die Brille herunter und beruhigte sich."

In diesem Zitat aus Wilhelm Genazinos »Abschaffel«-Trilogie erkennt man, wie die Körperaura vom Büro besetzt wird. Das Angestelltenuniversum rückt auf den Körper vor und nimmt schon die ersten Bastionen ein. Es ist wie im Gefängnis. Es ist wie eine Vorform der Folter.

Menschen unter solchen Bedingungen beginnen, wenn sie können, fast immer zu schreiben.

"Gerade in sprachfernen Situationen des Lebens, in denen es uns von innen oder außen zu überwältigen droht, scheint das Bedürfnis stark zu werden, sich selbst in derartigen Lebenszeichen innezuhaben. Denn darauf mag sich oft der Sinn dieses Schreibens reduzieren: auf dieses bedeutungsarme oder gar leere Innehalten, in dem wir dann schreibend einen Schirm um uns bilden. In den Berichten über Haftzeiten spielt deshalb die Gewährung von Papier und Schreibgerät von je eine große Rolle, die bei lediglich pragmatischer, aber auch nur psychologischer Betrachtungsweise unerklärlich wäre. Selten sind die Botschaften, die Gefangene auf diese Weise in die Welt setzen, so wichtig für irgendeinen Adressaten, und in der psychischen Ökonomie, die für Lacan und seine Schüler die hohe Bedeutung des Schreibens weit über jeden konkreten Anlaß hinaus behauptet hat, bedurfte es nicht der kalligraphischen Ästhetik. Ich denke, daß die Reduktion des Gefangenen auf das bloß noch vegetativ und animalisch Kreatürliche bei manch einem das Schriftverlangen steigert, so wie andere sich tätowieren. Beide Mal wird eine äußere Haut betont (bei der Tätowierung) oder erzeugt (wie beim Schreiben). Diese Haut ist wie alle Epidermis nach außen getretenes Leben, dessen Spuren es insofern festhält, aber auch zugleich eine hornige, abgestorbene Oberfläche, die das sonst schutzlos preisgegebene innere Leben birgt" (Gert Mattenklott).

Wo nichts mehr eine Aura hat, muß man sich eine schreiben. So wehrt man sich seiner Haut.

"Ich aber schrieb im Bunker von Leningrad oder am Wolchow bei einem Kerzenflämmchen, das auf geschmolzenem Stearin in einem Näpfchen aus Pappe schwamm. Es war nicht größer als ein Fünfmarkstück.

"Ich möchte bloß wissen, was der schreibt", sagte einer. Vom Krieg schrieb ich nichts auf. Zumindest geistweise wollte ich weg von Blut und Läusen, vom Waschwasser, das aus geschmolzenem Schnee bestand. Und ich schrieb von feinen Herrschaften, die um 1900 in Wien gelebt hatten, dachte mir ein Leben aus, das sich lohnte" (Hermann Lenz).

Ein altes Fenster

Die Arbeiter, die Marx, Engels und Bebel gekannt und gemeint haben, lebten in ihnen gehörenden Formen, die vor allem die deutsche Sozialdemokratie mit ihren genossenschaftlich-kulturellen, 'lebensweltlichen' Anstrengungen um die Arbeit herumgelegt hatte. Dicht bei der Arbeit gab es damals eine differenzierte und lebendige Zone kulturell erzeugten Sinns, eine Bilderaura. Die oral-history-Zirkel, in denen sich viele kritische Angestellte engagieren, suchen zu dieser Aura einen nostalgischen Zugang.

In ihrer Welt gibt es das nicht mehr. Freilich produziert die Angestelltenexistenz unaufhörlich Tagträume und Bilder. Minutenlang versinken die Angestellten in den Postkarten, die sie über ihren Schreibtischen aufgehängt haben. Erst die Langeweile, Welt- und Sinnlosigkeit der Angestelltenexistenz machte es den Industriestaaten möglich, "ihre Angehörigen in Bilder-Junkies zu verwandeln", wie Susan Sontag geschrieben hat. Die Untertanen der Angestelltenwelt treiben sich mit Bilderstacheln an, beruhigen und erfrischen sich mit Bildinjektionen. Aber was da auf sie einsticht, ist betäubt: dieses Foto, dieser Star, diese Technicolor-Herbstlandschaft auf dem Kalender über dem Tisch. Es dringt in sie, verschwindet und rumort in ihnen.

Die Bildwelt dagegen, für die sich die oral-history-Bewegung interessiert, ist eine Lebenswelt. Als die kulturellen Zusammenhänge der Arbeiterwelt noch galten, hatten die Dinge eine Welt-Atmosphäre um sich: Die Bügeleisen und die Waschbottiche; die alten Formen der Stadtlandschaft; die Hinterhöfe, der Kohl für das Abendessen wuchs da; die Eisenzäune vor den Gärten. Die Tatsache, daß man arbeitete, das fühlt die oral-history-Bewegung, eröffnete damals einen Zugang zur Politik, zur Geschichte, zu den Hinterhofgärten und Eisenzäunen, zum Bügelbrett, zum Waschbottich, zum eisernen Holzofen: zur Welt. Dieser Welt-Zugang erneuerte sich fortwährend in der Berührung mit dem sich fortwährend erneuernden Feindlichen, der Arbeit. Hammer und Sichel sind Arbeitsinstrumente. Die Angestellten tragen Tennisschläger am Revers.

Die Öffnung zur Welt, die man an den alten Gegenständen ertasten kann, das Weltgeräusch, das man im Hintergrund der Interviews mit den alten Leuten mit-hören kann, die Fenster, die zwischen den Zeilen

der braun und fleckig gewordenen alten Flugblätter offenstehen, das alles war nicht von allein da. Es ist einmal erkämpft worden. Daß die Gegenstände, die wir heute anfassen, nichts davon haben, ist das Ergebnis von Niederlagen.

Eine unendliche Geschichte

Habermas befaßt sich in seinen letzten Büchern mit der Gefahr einer 'Pathologisierung der Lebenswelt'. Das Reich der Kommunikation wird krank. Die Ressourcen, aus denen alles Sprechen schöpft, sind in Vergiftungsgefahr. Der Gegenspieler der Lebenswelt, 'System', 'monetär-bürokratischer Komplex', 'Steuerungsmedien Geld und Macht', all das bricht aus dem Bereich ökonomisch-administrativer Regelmechanismen und wandert in die Lebenswelten ein, wo es nichts zu suchen hat.

Oder: Phantasien (alles, was sich die Menschen ausdenken können, lebt da) ist vom grauen Nichts bedroht. Nur Atreju, ein kleiner Junge aus einer entlegenen Gegend des Phantasielandes, kann die Katastrophe noch aufhalten. Er ist der Held, der die ganze Geschichte in einem Zauberbuch liest und schließlich in ihm verschwindet. Am Ende — das ist die Pointe dieses unendlichen Verkaufsschlagers, den fast jeder schon einmal gelesen hat — sind wir alle, die wir ins Buch eintreten, die heroischen Retter Phantasies. Die erzählte Welt lebt weiter, in jedem einzelnen Kopf. Bücher wie die »Unendliche Geschichte« verkaufen sich nicht ohne Grund so gut. Sie führen ins Zentrum.

Womit die Angestellten jeden Tag zu tun haben, das vollzieht sich seit schätzungsweise fünfzehn Jahren sozusagen am Leib der ganzen Gesellschaft. Das Angestelltenleben wird zum Maß aller Dinge. Damit aber gewinnen die Widerstandsformen der Angestellten gesellschaftlicher Bedeutung. Deren höchstentwickelte, schon kurz vor der Schwelle des eigentlich Politischen, ist das Schreiben. Am 20. 1. 1845 schreibt Friedrich Engels aus der väterlichen Fabrik an Karl Marx in Brüssel:

"Ich hätte mich durch Zureden meines Schwagers und die trübseligen Gesichter meiner beiden Alten noch einmal zu einem Versuch mit dem Schacher bestimmen lassen und seit einigen Tagen etwas auf dem Comptoir gearbeitet, auch die Aussicht der Liebesgeschichte veranlaßte mich mit dazu — aber ich war es leid, eh ich anfang zu arbeiten, der Schacher ist zu scheußlich, Barmen ist zu scheußlich, nicht nur Bourgeois, sondern sogar Fabrikant, aktiv gegen das Proletariat auftretender Bourgeois zu bleiben. Ein paar Tage auf der Fabrik meines Alten haben mich dazu gebracht, diese Scheußlichkeit, die ich etwas übersehen hatte, mir wieder vor die Augen zu stellen. Ich hatte natürlich drauf gerechnet, nur so lange im Schacher zu bleiben, als mir paßte, und dann irgend etwas Polizeiwidriges zu schreiben, um mich mit guter Manier über die Grenze drücken zu können, aber selbst bis dahin halt ich's nicht aus. Wenn ich

nicht täglich die scheußlichsten Geschichten aus der englischen Gesellschaft hätte in mein Buch registrieren müssen, ich glaube, ich wäre schon etwas versauert, aber das hat wenigstens meine Wut am Kochen gehalten."

Hätte man Franz Kafka gefragt, ob er sein Schreiben als polizeiwidrig empfinde, er hätte ohne Zögern bejaht. Die Formulierung könnte geradezu von ihm stammen. Und krank geworden ist er nicht zuletzt, um sich "mit guter Manier über die Grenze drücken zu können".

Solange sie aber noch sitzenbleiben an ihren Schreibtischen, bauen sich die angestellten Schriftsteller alternative — oder restaurative — Lebenswelten, Lebenszusammenhänge, in denen die Dinge noch eine Aura haben. Der Sozialismus, wie ihn sich die Arbeiterbewegung vor 1914 vorstellte, ist im Grunde nichts als eine solche Lebenswelt, konzipiert am Barmener Schreibtisch des Handelskommissar Friedrich Engels, 1845. Die Alternativbewegung, die in vielem der klassischen deutschen Sozialdemokratie gleicht und sich zu einem großen Teil aus jungen Angestellten rekrutiert, hat eine Welt zum Ziel, in der die Dinge Transzendenz-Fenster haben. Ihre auratische Utopie existiert ja auch real: als Berlin Kreuzberg SO 36 zum nur berühmtesten Beispiel.

Restaurativ-nostalgisch-konservativ erreichende schreibende und träumende Angestellte oft im Bild einer anderen alten Metropole ihr Ziel: in einem phantasierten Wien. Für Hermann Lenz, der seine Bücher bis in die späten siebziger Jahre hinein nach den Bürostunden schrieb, erschien in Wien "eine andere Möglichkeit des Lebens: duldsam und nicht brutalisiert". Und der Held in John Bergers »Corker's Freedom« legt nach der Arbeit in einem Stellenvermittlungsbüro alle seine unbegriffenen Sehnsüchte nach einem anderen Leben in einen Lichtbildervortrag über diese Stadt. Ihre unzerstörte, aus dem 19. Jahrhundert überkommene Urbanität scheint ein starkes Stimulans für Phantasien über eine Welt, die nicht direkt an den Dingen abgeschnitten ist. Paris ist ein Parallelfall, aus urbanistisch gleichem Grund, um 1968 auch aus politischem.

Aber ob heute einer oder eine über Wien schreibt oder nach Kreuzberg zieht: das Ziel, glaube ich, ist dasselbe.

Auf dem Dach

Was Angestellte zum Schreiben treibt: das Würstselbstgefühl als geschichts-philosophisches Leit-, als nur zu berechtigtes Epochengefühl, die geraubte Aura, das Büro als plausibles Bild der Moderne, mit deren literarischen Formen sich die angestellten Schriftsteller instinktiv solidarisch fühlen, eine bestimmte Gelagertheit der kreativen Potenz schließlich, die für den angestellten Gelegenheitsschriftsteller eben kein Zu-

stand ist, in den es sich wie in eine Trance zu versetzen gilt, sondern eine umgrenzte, auf den Wirklichkeitsstachel, so weh er tun mag, ständig angewiesene Tätigkeit. Bleistift und Notizbuch sind eine Werkstatt, ein Atelier, das überallhin mitgeht. Jeder Schritt öffnet dann Sinn. Dieser Trost ist zugleich eine Revolte.

Als ich einmal sehr angestellt und unglücklich war, kaufte ich in der Mittagspause einen Bildband über Reinhold Nägele, einen Stuttgarter Vertreter der neuen Sachlichkeit. Im Café begann ich zu lesen:

"RN bezieht zuerst eine Dachkammer mit Ostfenster, später werden zwei Zimmer im sechsten Stock des Westflügels frei mit Südausblick auf die Altstadt und einem Nordfenster über dem Innenhof. Am letzteren steht nun sein großer Arbeitstisch aus der ehemaligen Werkstatt in der Kasernenstraße, an dem er, Reißbrett im Schoß, Tag für Tag zeichnet, radiert und malt. Ein alter Gasofen macht das Atelier im Winter halbwegs erträglich. Ein Nebenraum dient als gelegentliches Gastzimmer. Es gibt weder Aufzug noch Telefon. Um RN zu rufen, muß man erst pfeifen, dann über den Hof brüllen, was nur bei beiderseits geöffneten Fenstern zu verstehen ist. Unten im Hof befindet sich eine Küferei und Weinhandlung, deren donnerndes Gebockel beim Verladen leerer und voller Fässer den Werktag begleitet."

Über dem Platz, an dem das Café lag, sah ich plötzlich die Wolken fliegen. In diesem Zitat war meine Welt rückgängig gemacht worden. Durch das Fenster, das da geschildert war und das überall aufgehen konnte, durch das die Wirklichkeit und die Arbeit hereinströmten und in etwas eingingen, das bleiben würde, durch dieses Text-Fenster war nur sinnvolle, weil beschriebene Welt zu sehen. Im Inneren des Bandes dann viele Blicke aus Fenstern. Ich legte eines auf den Schreibtisch und sah von den Papieren hoch und im Buch in eine Winterlandschaft in der Stuttgarter Kasernenstraße, durch die eine Katze schlich und über der ein grauer Himmel stand. Aus einem anderen gemalten Fenster sah ich die Bäume über der Stuttgarter Haußmannstraße, unter denen ich noch gestern gesessen war.

Noch während ich aus dem Büro ins Buch hinein unter die gemalten Bäume flog, wußte ich, daß nur die Bäume, die wir aus dem Bürofenster gesehen haben, es wert sind, beschrieben zu werden. Im Dachzimmer des Armen Poeten stand plötzlich ein funkelnagelneues, komfortables Ledersofa. Der Arme Poet würde es sich darauf bequem machen und sich in Zukunft überhaupt wesentlich weniger gefallen lassen.

Heinrich Mann: Selbst was wir von unseren unbewußten Abgründen an Licht ziehen, wird erreichbar durch unsere Vernunft. Kunst vor allem gibt es nicht ohne vernünftiges Denken.

Michael Charlier

Die Rückkehr der Titanic

Fernsehen und illustrierte Blätter haben uns die ersten Fundstücke von der Titanic gezeigt: eine lederne Aktentasche mit ein paar Schmuckstücken und Geldscheinen, ein Beutel mit Goldmünzen. Gold von der Titanic — wenn das nicht der Stoff ist, aus dem die Mythen sind. Bis vor zwei Jahren war noch nicht einmal die Lage des Wracks bekannt, dann gelang es dem Amerikaner Robert Ballard, die Reste des legendären Ozeanriesen ausfindig zu machen und zu identifizieren — mit Fotos aus einer Roboterkamera, die alleine schon eine Sensation waren. In diesem Sommer ist nun die Besatzung des französischen Tauchboots *Nautile* selbst bis zum Wrack vorgedrungen und hat neben der Aktentasche noch alles Mögliche wieder ans Tageslicht gebracht: Maschinenteile, Porzellan, Bestecke und Einrichtungsgegenstände. Insgesamt 800 Stücke, die 75 Jahre, 3 Monate und 5 Tage lang auf dem Meeresgrund gelegen haben, sind in teilweise erstaunlich guter Erhaltung geborgen worden. Sie sollen, so heißt es wenigstens, in einer Ausstellung um die Welt gehen, aber schon sind die ersten Teile in den Handel gekommen — neben Münzen und Vasen aus Gräbern des alten Orients, geschnitzten Heiligen aus bayrischen Klosterkirchen, dem 5. Zweispiß Napoleons und was derlei Antiquitäten und Raritäten mehr sind.

Der Abstieg der Tiefseetaucher zum Wrack läßt in den USA, wo viele Opfer der Schiffskatastrophe ihre Heimat hatten, die Emotionen hochgehen. Von Grabräuberei und Leichenfledderei ist die Rede, und der ultra-konservative Senator Schweicker hat sogar ein Gesetz eingebracht, das jedes Antasten des Schiffes verbietet — geradeso, als wäre die moderne Schatztaucherei nicht in den USA zu ihrer gegenwärtigen Höhe entwickelt worden, und als stünde ganz gewöhnliche Grabräuberei nicht am Anfang jeder Archäologie. Mit Archäologie haben die Expeditionen zur Titanic freilich wenig zu tun; neue Kenntnisse sind kaum zu gewinnen. Die Baupläne des Schiffes sind erhalten, seine Ausstattung ist in Fotos und Beschreibungen bestens dokumentiert. Vielleicht gibt der Ortstermin neue Aufschlüsse über Ursachen der Katastrophe. Wie man hört, sind auch einige Materialforscher an Metallproben interessiert, die so lange bei so hohem Druck dem Salzwasser ausgesetzt waren. Wesentlich ist das alles nicht. Die hier mit großem Aufwand praktizierte Archäologie des Bekannten ist nichts anderes als eine höchst handfeste Form der Arbeit am Mythos — und darin liegt ihre Bedeutung und Aussagekraft.

Der Untergang eines Schiffes auf hoher See bedeutet seit alters her nicht nur schmerzliche Verluste an Menschenleben und Sachwerten, sondern hat immer auch eine hohe symbolische Qualität. Der Meeresboden gilt als entrücktes Territorium eigenen Rechts; was erst einmal auf dem Grund des Ozeans liegt, ist auf ewig verloren. Daß es wieder zurückkäme, war bis in die Gegenwart hinein extrem unwahrscheinlich; geschah es dennoch, verhieß das Unheil wie einst der Ring des Polykrates. Die Endgültigkeit solchen Verlustes zu bestreiten, da liegt der Senator Schweicker gar nicht so falsch, hat etwas Unzulässiges an sich, erscheint beinahe als Verstoß gegen natürliches und übernatürliches Recht, wie eine Entführung aus dem Totenreich. Im Spiel mit dieser Anrühigkeit liegt die Anziehungskraft der Schiffbruchs-Antiquitäten, die in den vergangenen Jahren auf Auktionen teilweise phantastische Preise erzielten.

Aber die Suche im Wrack der Titanic ist mit früheren Bergungsunternehmen nicht zu vergleichen. All die Schiffe, deren Ladung bisher von professionellen und hochspezialisierten Schatzsuchern dem Meer entrissen wurden, lagen verhältnismäßig leicht zugänglich in flachen Küstengewässern. Die Expedition zur Titanic in fast vier Kilometer Tiefe bedeutete enorme technische und finanzielle Probleme. Sie konnten nur deshalb angangenen und schließlich überwunden werden, weil die Titanic seit über 75 Jahren bemerkenswerte Wirkungen als Kristallisationskern der Tendenzen des Zeitgeistes hervorbringt. Schon bevor der vermeintlich unsinkbare Riese auf seiner ersten Ozeanüberquerung unterging und dabei 1500 Menschen in den Tod riß, war dieses Schiff zum Symbol für den technischen Fortschritt und für die Zweifel an seiner Tragfähigkeit in einem geworden. Noch vor Baubeginn, als die ersten Pläne bekannt wurden, sahen Kritiker darin einen Ausdruck von technischem Größenwahn und Anlaß zu Mahnungen. Ein Skeptiker wie Joseph Conrad warnte vor dem Irrtum, in immer größeren Maschinen einen Fortschritt zu sehen. Wenn es nur um größer und schwerer ginge, so höhnte er, dann wäre auch die Elephantiasis ein Fortschritt, die doch nichts anderes als eine Krankheit sei, und eine sehr häßliche dazu.

Das Schicksal des Schiffes wurde dann weltweit als Bestätigung dieser Skepsis aufgefaßt, und wenige Jahre nach der Titanic ging die ganze gute alte Zeit in den Erschütterungen des Weltkrieges unter. Als Symbol für die Begrenztheit menschlichen Tuns und die Strafe, die der Hybris auf dem Fuße folgt, rangiert die Titanic seitdem nur wenig hinter der bekannten Großbaustelle von Babylon. Doch der Fortschritt, dessen Grenzen die Titanic so lange zum Ausdruck bringen sollte, läßt das Wrack nun nicht ruhen. Die Technik schickt sich an, das große Schiff zurückzuholen, wenn es sein muß, Stück für Stück, und so das Symbol

des Scheiterns in ein neues Symbol der Kraft des Fortschritts umzudeuten. Das ist der Kern eines nach wie vor aktuellen Mythos: Die Rückkehr der Titanic.

Im Widerspruch dazu setzt eine andere aktuelle Tendenz des Zeitgeistes eher auf die Rückkehr zur Titanic. Auch sie findet Bestätigung in jeder Reliquie, die aus dem Wrack des glücklosen Schiffes geborgen wird. Je näher das Ende des Jahrhunderts rückt, das diesmal auch das Ende eines Jahrtausends ist, desto stärker wird die Kraft der Nostalgie, der wehmütigen Rückwendung zu einer Vergangenheit, die es vermeintlich besser hatte. In der Schatzsuche auf der Titanic findet diese Rückwendung einen ihrer prägnantesten Ausdrücke. Vielleicht ist das, was unwiederbringlich verloren schien, doch wiederzugewinnen, vielleicht kann man das Ruder noch herumwerfen, dem Eisberg und der Katastrophe ausweichen und so die Zeit zurückdrehen — bis in die Tage, als der Kronleuchter, der von Algen überwuchert immer noch im Ballsaal der Titanic hängt, in tausend Flammen strahlte, als die Umwelt noch heil und das Atom von Menschentechnik noch nicht gespalten war. In dieser Sicht steht noch das kleinste Fragment aus dem Wrack für einen Sieg über die Zeit und ihren rasenden Ablauf — und dafür, daß die Macht der Titanic zur Bündelung und Konzentration der Illusionen und Mythen einer Epoche immer noch ungebrochen ist.

André Müller: Was bedeutet für Sie das mögliche Ende der Menschheit?

Heiner Müller: Nichts anderes als der eigene Tod, denn wenn ich tot bin, ist für mich die Menschheit zu Ende.

A. M.: Haben Sie Kinder?

H. M.: Ja, drei, aber das ist wirklich ganz unerheblich.

A. M.: Über Ihre familiären Verhältnisse geben Sie ungern Auskunft.

H. M.: Das kommt sowieso alles heraus, sobald der Streit um das Erbe einsetzt.

A. M.: Werden Ihre Gedanken über die Zukunft nicht von der Sorge um Ihre Kinder beeinflusst?

H. M.: Nein.

A. M.: Als Frau würden Sie anders reden.

H. M.: Aber ich bin keine Frau. Die Vaterschaft ist keine natürliche Bindung. Das einzige, was mich an diesem Thema interessiert, ist die Frage, ob nach einem Weltuntergang Informationen bleiben. Die verlässlichsten Informationen sind die poetischen. Deshalb muß ich möglichst dauerhaft schreiben, ganz abgesehen davon, daß meine Stücke in der DDR immer erst fünfzehn Jahre, nachdem sie geschrieben sind, aufgeführt werden. Das ist eine gute Schule. Ich darf keine Wegwerfliteratur produzieren. Sobald man sich darauf einrichtet, daß es keine Nachwelt mehr gibt, gibt es auch keine Qualität mehr.

Das Argument 165: Postfordismus – Kapitalismus quo vadis?



Zum Themenschwerpunkt schreiben: Maurice Godelier, Jürgen Häusler, Joachim Hirsch, W. F. Haug. Weitere Beiträge: G. T. Kaplan/ L. J. Rogers: Die Faszination des Androgynen/ R. v. Bockel: Wer kann Pazifist bleiben, wenn Hitler an die Macht kommt?/ Z. Baoxu zur Dezentralisation der Macht in China/ J. M. Ruiz Marcos zu Nicaragua, Diskussion: Gemeinwirtschaft (S. Krätke)/ Kongreßberichte/ Besprechungen.

Argument-Verlag

Rentzelstraße 1
2000 Hamburg 13

Das Argument 164: Klassenkämpfe um Zeit

F. Haug: Zeit für uns. Zu Negt/ O. Negt: Brief an Frigga Haug/ J. P. Rinderspacher: Die ruhelose Gesellschaft/ H. J. Sperling: Pausen: Zur Innenansicht der Arbeitszeit/ F. O. Wolf: Alternative Lehren aus der Tarifrunde '87. Außerdem: G. Anders: Maschinenstürmer/ P. P. Zahl: Dorothys Betriebsunfall/ Zum 25. Todestag von Hanns Eisler (A. Dümling)/ Sexualisierte Arbeitsbeziehungen (D. Turner)/ Neue Forschungen zur Arbeiterklasse in Frankreich (J. Spurk)/ Amerika, Super-Amerika, Anti-Amerika (V. Gransow/ H. Suhr)/ Diskussion: Frauenbefreiung als Männerwerk (F. Haug)/ Interventionen/ Kongreßberichte/ Rezensionen.

Das Argument 166: Politik mit Biologie

(Autonome Frauenredaktion)
Wer jetzt abonniert, kann das Argument gründlich kennenlernen. Jeder neue Abonnent bekommt kostenlos einen früheren Jahrgang eigener Wahl!
Bestellungen in jeder Buchhandlung oder über den Verlag.
Das Argument erscheint in 6 Hefen. Jahresumfang 924 Seiten.

Sabine Kebir

Blumen — Perlen — Gazellen

Patriarchalische Metaphorik und ihre Aufhebung in der Liebeslyrik

Das wesentlichste Merkmal traditioneller Liebeslyrik ist ihre entpersonalisierende Metaphorik. Hier handelt es sich um ein besonders interessantes Künstelement, weil es direkt aus der patriarchalischen Struktur der Gesellschaft resultiert und nicht nur tiefgreifende inhaltliche, sondern auch formale Konsequenzen hatte. Seit Jahrhunderten bringt man im ganzen eurasisch-maghrebinischen Raum die Frau mit Perlen, Blumen, schönen Tieren in Verbindung. Sie selbst verschwindet hinter einem Schleier.

Die patriarchalische Gesellschaft zwingt die weibliche Existenz in nur zwei Grundmuster: Gebärmachine/ Arbeitstier ('die gute Mutter') oder Lustobjekt ('die tolle Hure'). Sie nahm ihr weitgehend die Möglichkeit, individuelle Züge anzunehmen. Im Vergleich zu den Möglichkeiten der Männer war ihr Weltkontakt reduziert, im Extremfall ganz unterbunden. Obwohl die Frau auch in dieser Situation produktiv ist, d.h. Arbeit im Sinne der gesellschaftlichen Reproduktion verrichtet, führt diese nicht zur Entwicklung von wirklich differenzierten und integralen Persönlichkeiten. Die Unterschiede, die zwischen den Frauen noch bestehen, sind vor allem physischer Natur: Unterschiede im Erreichen des Schönheitsideals und vor allem Altersunterschiede. Und während die Dichtung die Taten großer Männer als Früchte außerordentlicher Individualität feierte, wandte sie sich, was die Frauen betraf, einzig dem physischen, dem sexuellen Element zu.

In der Tat war das wiederum ein Gebiet, auf dem der Frau ein Minimum an Entscheidungsfreiheit verblieben war. Zwar konnte sie ihren Partner keinesfalls frei wählen, aber sie konnte ihre Zweifel oder ihre Ablehnung durch eine mehr oder weniger subtile Passivität oder Unfreundlichkeit ausdrücken. Und dies scheint mir der einzige Grund zu sein, weshalb die männliche Poesie selbst in den Zeiten des düstersten Patriar-

chats doch immer noch leidenschaftlich um die erotische Gunst der Frauen gerungen hat.

Da sich die Geliebte indes nicht als vielschichtige Persönlichkeit definieren ließ und die Liebespoesie vor allem in der Anbetungsphase entstand, in der man sich eigentlich überhaupt nicht kannte, ergab sich eine schwerwiegende Konsequenz. Die tatsächlichen Qualitäten der Geliebten waren nahezu unbekannt. Sie war eigentlich nur ein Phantom. Und ihre vermeintlichen Vorzüge konnten nicht anders als mit der 'Dingwelt', mit den Luxusfetischen der Gesellschaft verglichen werden. Der daraus geschöpfte Metaphernschatz verblüfft durch seine Einförmigkeit, er ist entpersonalisierender noch als die reale Entpersonalisierung der Frau. Oft wurde die Geliebte mit einer Perle verglichen. Ein besonders skandalös wirkendes Beispiel des arabischen Klassikers Jamil:

...
Wie die Perle eines persischen Präfekten
Bleibst du jugendfrisch:
Noch bist du nicht zwanzig Jahr!

In der islamischen Dichtung — aber nicht nur dort — wird die Frau auch oft als schönes Tier beschrieben. Die wohl am häufigsten im Orient benutzten Tiermetaphern für die Frau sind Reh oder Gazelle:

Sie hat den schönsten Hals und die schönsten Augen
Vergleicht man sie mit den Frauen der Welt
Ähnelte sie einem jungen Reh
(Abdelkader Azza)

oder:

Dir, Zohra, meiner sanften und graziösen Gazelle
Biete ich meinen Reichtum, mein Leben, meine Freiheit dar!
(Abdelaziz Bhnaghraoui)

Den aufrichtigsten Gazellenliebhabern konnte bisweilen ein Bild gelingen, das Realitäten wiedergab:

Hinter einer Gazelle bin ich her, ohne Hoffnung, sie zu bekommen
Eine Gazelle, die in einer uneinnehmbaren Festung gefangen sitzt
Und meine Einbildung entfernt sie noch mehr —
Doch vor aller Welt brüste ich mich, dich zu lieben!
(Abdelkader Azza)

Die Ironie des Gazellenbildes geht so weit, daß in dem klassischen arabischen Epos von »Leila und dem Verrückten« letzterer schließlich mit einer Gazellenherde vorlieb nimmt, weil er seine Leila nicht bekommen kann...

Häufig wird die Frau auch mit Blumen, vorzugsweise Rosen in Zusammenhang gebracht oder gar identifiziert. Hier ein Beispiel der Blumenmetapher, das genau auf die beiden, der Frau in der Gesellschaft zugeordneten Rollen anspielt:

Rote Rosen wachsen auf den Wangen der Schönen
Verliebte Hyazinthen stecken in den gelockten Haaren
Die kühle Jahreszeit begann und in ihrem Glanz
Brachten die Blumen frische Kinder zur Welt
Die auf die Amme und ihre Milch warteten.
(Gulistan)

Die Blumenmetapher trug — unbeabsichtigterweise — doch eine tiefe Wahrheit in sich: Frauen verblühten so schnell wie Rosen oder wurden gar zertreten wie müde werdende Rosen. Das Wesentliche an dieser entfremdeten und entfremdenden Metaphorik ist der so merkwürdig klar zu Tage tretende 'Widerspiegelungscharakter' von gesellschaftlichen Zuständen. Nicht nur, daß die Frau an sich kaum Persönlichkeit entwickeln konnte und sollte, die Liebenden kannten sich oft gar nicht persönlich. Und beides konnte in der Dichtung zu nichts anderem führen als zu jener stereotypen Metaphorik. Und wenn es dann doch zum Kennenlernen der Liebenden kam, ging es meist über den physischen Kontakt nicht hinaus. Darin liegt oft bereits das Maximum der in der patriarchalischen Gesellschaft möglichen erotischen Freiheit. Und das konnte in der Dichtung nur zur Hypertrophierung der physischen Merkmale der Frauen führen — immer wieder unter dem Aspekt der Gleichsetzung mit den Luxusfetischen der Gesellschaft. Hier noch ein Beispiel aus der erotischen Dichtung Chinas:

Es gibt ein Mädchen, eine würdige Gefährtin der Hsin-Shin,
(eine berühmte Schönheit — S. K.)
Groß und von stattlicher Erscheinung,
Mit einem weichen und fein gemeißelten Gesicht,
Voll von schmachtem Reiz,
Ihre Figur so fehlerlos wie die einer Statue,
Die Taille so schlank wie eine Rolle Seide,
Mit einem Hals so lang und weiß wie ein Baumraupe,
Von äußerster Eleganz und hinreißender Faszination,
Von sanfter Natur und bescheidenem Benehmen,
Doch von luxuriöser und verführerischer Schönheit...
(Chang Heng)

Die Beschreibung der angeblichen Qualitäten der Dame erinnert mich an moderne Seifenreklame, wenn da auch das Foto zum Teil den Text ersetzt. Und in der Tat hat dieser Rückblick auf die orientalische Dichtung — deren paternalistischer Charakter besonders offensichtlich ist —

vor allem das Ziel, auf die grundlegende Ähnlichkeit mit dem traditionellen Metaphernschatz der Dichtung über und für Frauen in unseren europäischen Kulturen hinzuweisen. Noch immer fühlen sich Frauen geehrt und begehrt, wenn man sie zu Rosen und Perlen ernennt.

In diesem Zusammenhang ist es von außerordentlichem Interesse, daß Goethe die Blumenmetapher — soweit ich es überprüfen konnte — nur in kritischer Umwertung gebraucht, d.h. in Situationen, in denen die gesellschaftliche Fragilität der Frau gefühlt und betrauert wird. Dafür ist nicht allein das »Heidenröslein« ein Beispiel, sondern auch folgendes Gedicht:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tänzelnd auf ein luftig Band.
Zephir, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid!
Und so tritt sie für den Spiegel
Mit zufriedner Munterkeit.
Sieht mit Rosen sich umgeben,
Sie wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genug.
Schicksal, segne diese Triebe,
Laß mich ihr und laß sie mein,
Laß das Leben unsrer Liebe
Doch kein Rosen-Leben sein!
Mädchen, das wie ich empfindet,
Reich mir deine liebe Hand!
Und das Band, das uns verbindet
Sei kein schwaches Rosen-Band!

Heinrich Heine warf mit Blumenmetaphern weitaus bedenkenloser als Goethe um sich. Wenn ihm dabei wohl auch ironische Absichten nicht abgesprochen werden sollten (»Du Lilie meiner Liebe« oder »Sie blüht wie eine junge Ros« usw.), so wäre er in dieser Beziehung jedoch eine ergiebige Zielscheibe strenger feministischer Literaturkritik. Heutzutage geradezu unverschämt wirkt diese freche Umkehrung des Heidenröslein-motivs:

Alte Rose:
Eine Rosenknospe war
Sie, für die mein Herz glühte;
Doch sie wuchs, und wunderbar
Schoß sie auf in voller Blüte.

Ward die schönste Ros' im Land,
Und ich wollt die Rose brechen,
Doch sie wußte sich pikant
Mit den Dornen fortzustechn.

Jetzt, wo sie verwelkt, zerfetzt
Und verklatscht von Wind und Regen —
"Liebster Heinrich" bin ich jetzt,
Liebend kommt sie mir entgegen.

Heinrich hinten, Heinrich vorn,
Klingt es jetzt mit süßen Tönen;
Sticht mich jetzt etwa ein Dorn,
Ist es an dem Kinn der Schönen.

Allzu hart die Borsten sind,
Die des Kindes Wärcchen zieren —
Geh ins Kloster, liebes Kind,
Oder lasse dich rasieren.

Ob ironisch oder ernst gemeint, auch heute sind wir dem Zauberkreis dieser, die Frau entpersonalisierenden Metaphorik noch nicht entronnen. Die Vorteile, die sie für die Liebeslyrik hat, sind auch wiederum bezeichnend: Eben, weil keine wirklichen Individuen besungen werden, sind die Adressatinnen dieser Gedichte beliebig auswechselbar. Sie können von poetisch weniger versierten Liebhabern benutzt und jedweder Herzensdame zugesandt werden — ein beliebtes Gesellschaftsspiel, das sich bis in unsere Tage erhalten hat. Es erfüllt auch immer noch erotisierende Funktionen: man höre die Wunschmusiksendungen im Radio.

Räumt die Rock-Musik da endgültig auf? Die entfremdende, entpersonalisierende Metaphorik für die Frau ist bis heute im Schwunge, sogar in Kreisen, die sich für fortschrittlich und emanzipiert halten. Freilich ist man nicht unbedingt an den etwas abgetakelten traditionellen Metaphernschatz gebunden, an die Rosen und Perlen. Das Prinzip jedoch bleibt dasselbe. So hat mich immer die Popularität des Gedichts »Elsas Augen« von Louis Aragon erstaunt, in dem der Dichter zum Ruhm seiner Frau, der Schriftstellerin Elsa Triolet, ein Universum von Bildern heraufbeschwört, die absolut nichts über sie aussagen, geschweige denn sie charakterisieren. Zu guter Letzt müssen ganze Länder herhalten, um das — trotz langen Zusammenlebens — offenbar erhalten gebliebene 'Geheimnis' Elsas zu umschreiben: Deine Augen sind mein Peru, meine Gioconda, mein Indien!

Wer Aragon zugute halten will, daß er vielleicht nicht eigentlich Elsa beschreiben wollte, sondern eher die Gefühle ausdrücken, die sie in ihm auslöste, dem ist zu antworten: um so schlimmer! Einer solchen Verquer-

theit in der Dichtung möchte ich entgegnen, daß Augen, und auch Elsas Augen, in Wirklichkeit nur glubschige Gallertbälle sind, mit denen man freilich auch sieht.

Ähnlich schwülstig und nichtssagend sind Johannes R. Bechers »Gedichte um Lotte«:

Wenn ich dich nur denke
: himmlischer Akkord:
Arme Fahnen schwenken,
Nord zieht tönend fort.
Wenn ich dich nur fühl
: Palmen und Oasen:
Wind streicht Balsam kühl,
Engel-Chöre blasen.
Wenn ich Du bin, Dein
: Riese und Gewitter:
Keusch und demut-rein,
Frei im Käfig-Gitter.

...
Hier sind Dichter und offensichtlich auch Publikum noch tief in der traditionellen Sicht auf die Frau steckengeblieben, die als ein monsterhaftes Phantom aufgeblasen wird. Meine Überspitzung soll indes aufzeigen, welche Wege eine Kritik einschlagen könnte, die die Interessen der Frauen wahrnehmen möchte. Aragons und Bechers Gedichte erscheinen ja um so befremdlicher, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß sie für intelligente, ja als emanzipiert zu bezeichnende Frauen geschrieben worden sind.

Es ehrt Goethe, das Prekäre der Blumenmetapher gefühlt und sie in seiner Dichtung — der gesellschaftlichen Lage der Frau entsprechend — auf feinfühlig Weise humanisiert zu haben. Zu seiner Zeit gab es für Blumen nur eine einzige Überlebenschance: ...

Ich wollt' es brechen,
Da sagt es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?
Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.
Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Brecht als Titan der deutschen Dichtung des 20. Jahrhunderts konnte seine Liebesdichtung von allen Formen entfremdender und entpersonalisierender Metaphorik befreien. Der Grund lag darin, daß er auch als Mensch keine Rosen oder Perlen gesucht hat, auch keine "himmlischen Akkorde" oder Peru und Indien. Im Gegenteil: er versuchte, die Geliebte mit Klarheit zu sehen. Ihrer Persönlichkeit trug er in seiner Dichtung auf zweierlei Weise Rechnung: zum Teil durch eine völlig entmetaphorisierte Sprache und zum anderen durch eine neue Form von Metaphorik. Diese versucht nicht, die Geliebte durch eine veredelnde Verdinglichung oder exotisierende Phantasie zu preisen. Die Metapher muß präzise sein, ein echtes, der Persönlichkeit der Frau logisch entsprechendes Bild. Erwartung, Schmerz, Freude kommen zum Ausdruck — das Preisen fällt jedoch weg. Das Preisen, Ehren, Übertreiben entsprach einer gesellschaftlichen Situation, in der sich die Liebenden kaum oder gar nicht kannten. Nun kennt man sich von Grund auf. Auch in der Liebesdichtung macht man sich nichts mehr vor.

Es ist sicher nicht einfach, in den Schauspielergedichten, die Brecht für Helene Weigel geschrieben hat, Liebesgedichte zu erkennen. Sie sind es aber. Es sind Beispiele für den erstgenannten Typ: fast Klartexte, beinahe frei von Bildern. Einen metaphorischen Anklang gewinnen sie manchmal durch die Identifizierung der Weigel mit den Theaterrollen, die sie spielte, wie hier, mit Antigone. Es war die erste Rolle, die die Weigel nach fünfzehnjähriger, durch das Exil erzwungener Pause auf einer kleinen Bühne in Chur/Schweiz spielte. Dabei zeigte sich, daß sie nichts von ihrem Talent eingebüßt hatte. Brecht besingt hier aber vor allem auch die politisch standhafte Schauspielerin, der sein Freund Fritz Lang in Hollywood eine winzige, stumme Filmrolle ausgeschlagen hatte, weil aus ihrem Gesicht sofort eine "Rote" erkennbar gewesen sei.

Antigone:

Komm aus dem Dämmer und geh
Vor uns her eine Zeit
Freundliche, mit dem leichten Schritt
Der ganz Bestimmten, schrecklich
Den Schrecklichen.
Abgewandte, ich weiß
Wie sehr du den Tod gefürchtet hast, aber
Mehr noch fürchtestest du
Unwürdig leben.
Und liebest den Mächtigen
Nichts durch, und glichst dich
Mit den Verwirren nicht aus, noch je
Vergaß du Schimpf und über der Untat wuchs
Ihnen kein Gras.

Für viele schockierend sind Brechts ganz im Klartext gehaltene erotische Sonette für Margarete Steffin. Kitschlos und ganz individuell für diese eine Geliebte erdacht, waren seine Verse auch, wenn es mal nicht deftig zugging:

Das achte Sonett

Nachts, wo die Wäsche an der Hecke hing...
 Im Bach, im Wald, du standest, rings war Wildnis...
 Im kleinen Holzbett, unterm Bronzefigürchen...
 Auf schwedischem Bett im Arbeitsraum; er fing
 Eben zu trocknen an... am Hang, bei großer Schräge...
 Im Gasthof, der Petroleumofen stank...
 Im Lagereck der Schreibstube, essensträge...
 Im Kloster, durch Klaviere aufgebracht...
 Möbliert, du warfst den Schlüssel vom Balkon...
 In einem Zimmer des Hotels... in beiden...
 Im Vaterland der Werktätigen... schon
 Zu jeder Stund des Tags... und auch der Nacht...
 In gut vier Ländern... allen Jahreszeiten...

Die chinesischen Aphorismen, die Brecht für Ruth Berlau schrieb, gehören dem zweiten Typ der Liebesdichtung an. Es handelt sich um metaphorische Parallelen realer Situationen. Darüber hinaus soll aber auch eine Philosophie der Liebe entwickelt werden, deren Hauptmotiv 'Abstand' und 'Nähe' der Liebenden ist: Im allgemeinen war es die Berlau, die symbiotische Enge des Liebesverhältnisses einforderte, und Brecht, der auf die Einhaltung eines Abstandes aus war. Als Ruth Berlau in den spanischen Bürgerkrieg gefahren war, um Kriegsreportagen zu schreiben, entstand einmal die umgekehrte Situation: Ohne etwas von sich hören zu lassen, blieb sie länger weg als verabredet:

"Kin-je fürchtete für seine Schwester im Bürgerkrieg. Er bat sie, um die Zeit seiner Furcht zu begrenzen, nach so und so langer Zeit mit einem bestimmten Schiff zurückzukommen. Als sie nicht kam, schrieb er ihr: Ich habe dich oft angehalten, nicht zu mir zu sagen: ich liebe dich, sondern: ich bin gern mit dir zusammen; nicht: verlaß dich auf mich, sondern: rechne in bestimmten Grenzen mit mir; nicht: für mich gibt es nichts als dich, sondern: es ist angenehm, daß es dich gibt. Daß ich einmal fälschlich geglaubt habe, du habest mich ganz und gar verraten, war schlimm, denn danach glaubte ich, ich könnte mich ganz und gar auf dich verlassen."

Brecht brachte das Kunststück fertig, gleichzeitig für die drei mit ihm im Exil zusammenlebenden Frauen drei völlig verschiedene, individuell zugeschnittene Stile von Liebesdichtung hervorzubringen. Es ist jedoch

nur ein scheinbares Paradox, daß den Vorstoß zum Individuum Frau in der Liebeslyrik ausgerechnet ein polygamer Dichter vollzog. Den Einzelnen erkennt man schließlich nur im Unterschied zum anderen...

Über die Gedichte des Dante auf die Beatrice

Noch immer über der verstaubten Gruft
 In der sie liegt, die er nicht haben durfte
 So oft er auch um ihre Wege schlurfte
 Erschüttert doch ihr Name uns die Luft.

Denn er befahl uns, ihrer zu gedenken
 Indem er solche Verse auf sie schrieb
 Daß uns fürwahr nichts andres übrigblieb
 Als seinem schönen Lob Gehör zu schenken.

Ach, welche Unsitt' bracht er da in Schwang
 Als er mit so gewaltigem Lobe lobte
 Was er nur angesehen, nicht erprobte.

Seit dieser schon beim bloßen Anblick sang
 Gilt, was hübsch aussieht, wenn's die Straße quert
 Und was nie naß wird, als begehrenswert.

(Bertolt Brecht)

Heinrich Pacht: ... denn das ist doch das Elend von uns, die wir links sind vor dem Herrn, daß wir niemanden mehr erschrecken können.

*

Matthias Beltz/ Heinrich Pacht: Wo war ich stehengeblieben? Vorstoß Ivan... Entweder der Russe ändert seinen kommunistischen Charakter freiwillig... ändert er ihn... entweder er ändert ihn... freiwillig... oder... Oder es gibt keine Entspannung. Ersts Schlag... Zweitschlag... Ersts Schlag, Zweitschlag, Kahlschlag. Angst?

Wißt ihr, was Hitler mit den Leuten damals gemacht hat? Hitler hat zu ihnen gesagt, morgen um 5 Uhr 45 antreten zum Erschießen lassen. Wer zehn Minuten zu spät kommt, muß 30 Mark Strafe zahlen. Hat geklappt! 30 Mark waren damals verdammt viel Geld.

Die deutsche Geschichte gehört uns. So wie die Geschichte Kolumbiens Columbus gehört und die Geschichte Grenadas den Vereinigten Staaten von Coca Cola gehört, so gehört die deutsche Geschichte uns, denen die Banane in der Hand lieber ist als der Wartburg auf der Warteliste.

*

Pacht: Ich habe mir immer gesagt, gemeinsam schaffen wir es schon, mein Freund, ich schaffe, du schaffst, Freundschaft... Sie sind der einzige, zu dem ich kein Wort zu sagen brauche, und der mich trotzdem versteht. Verstehen Sie das?... Das System macht keinen Fehler. Das System ist der Fehler. Da Sie Teil des Systems sind, müssen sie sich selbst abschaffen, wenn Sie den Fehler beseitigen wollen.

Beltz: Wer macht denn heute noch sowas? Mit der Hand? Wo gibt's das denn heute noch? Selbstgemacht?

Pacht: Wie im Urlaub in Venedig. Sie setzen sich nicht zu uns, weil wir zu deutsch aussehen. Und das stimmt, wir sind nämlich Deutsche. Aber wir möchten auch so aussehen dürfen.

*

Matthias Beltz: Ich hasse Bockenheim. Ich hasse die langsame Verfertigung der Stadt beim U-Bahn-Bau. Gerade in Bockenheim.

Ein ruhiges Land III

"Es wird das *Jetzt* gezeigt, dieses *Jetzt, Jetzt*; es hat schon aufgehört zu sein, indem es gezeigt wird; das *Jetzt*, das *ist*, ist ein anderes als das gezeigte, und wir sehen, daß das *Jetzt* eben dieses *ist*: indem es *ist*, schon nicht mehr zu sein. Das *Jetzt*, wie es uns gezeigt wird, ist es ein *gewesenes*, und dies ist seine Wahrheit; es hat nicht die Wahrheit des Seins. Es ist also doch dies wahr, daß es gewesen ist. Aber was *gewesen* ist, ist in der Tat *kein Wesen*; es *ist nicht*, und um das *Sein* war es zu tun." Georg Wilhelm Friedrich Hegel, »Phänomenologie des Geistes, Die sinnliche Gewißheit; oder das Diese und das Meinen«.

*

Auf Anhieb, wie man sagt, war klar, daß Hermann Gremliza, kaum hatte er den Namen ausgesprochen, ein Tabu berührt und durch seine Berührung entweiht hatte. Aber welches Tabu er berührt hatte, blieb noch einige Zeit im Ungewissen. Jetzt sind wir darüber belehrt. Sahen wir nicht erstmals, schrieb in einem Brief ein Leser an die *Volkszeitung*, Taxifahrer vor Buchläden halten und sie ohne sonderliche Ehrfurcht betreten, um einen Wallraff zu kaufen? Und war es nicht das, wovon wir so lange geträumt hatten, die Arbeiterklasse auf dem Weg zu revolutionärer Freizeitgestaltung? Mußte Gremliza an diesen Traum rühren und das im Namen Wallraff geeinigte Bündnisssystem auseinanderdividieren?

Ob er es mußte oder nicht, ist seine Sache. Jedenfalls hat er gute Gründe dafür angegeben, warum er es tat. Im *Arbeiterkampf* (Oktober 87) antwortete er auf die Vorhaltung seines Interviewpartners, daß man als Einzelkämpfer nicht weit komme; wenn der Bruch mit dem alten Netzwerk auch richtig sei, so gelte es doch, ein neues zu knüpfen: "Mir kommt es zunächst einmal auf die Verbreitung der Überzeugung an, daß der Weg, den die linken Kräfte derzeit händchenhaltend beschreiten, nur von einer Niederlage in die nächste führt (s. dazu auch Karl Pawek in *Debatte* 1/84 und die Replik von Gerd Deumlich in *Unsere Zeit* vom 29. 9. 84, T. N.). Wir müssen die Grundlagen dessen, was wir tun, einer radikalen, offenen, rücksichtslosen Kritik unterziehen. Es steht nicht die Revolution bevor, auch der Faschismus klopft nicht morgen an die Tür. Wir haben derzeit nichts Besseres zu tun als uns kritisch mit uns selbst auseinanderzusetzen. Auch den als Personen kritisierten droht ja nicht wirklich was. Das ganze Leiden ist nur Schmus, diese zitternden Stimmen, mit denen die Leute vor die Mikrofone treten, sind nicht wahr. Wir müssen eine Situation herbeiführen, wo über dieses Vorleiden wieder gelacht werden kann. Wenn da einer nach vorne geht und sagt: 'Also was Helmi vorhin gesagt hat, hat mich tief betroffen gemacht.' Auf diesen Satz hin müssen linke Auditoren endlich einmal in einhelliges Gelächter ausbrechen. Dann können wir wieder miteinander

über Politik reden. Aber sich sowas ernsthaft anzuhören, schließt vernünftiges Denken und Handeln aus."

In *Konkret* (Oktober 87) hatte auf die Frage, ob es ihn angesichts einer Bündnispolitik nach dem Muster, für Blüm gegen Zimmermann, für Frau Süßmuth gegen Gauweiler, überrasche, was sich derzeit unter Grünen im Parlament abspiele, Thomas Ebermann eine ähnliche, wenn auch noch vorkritische Antwort gefunden: "Also ich bin überrascht. Ich war ja viel optimistischer, als ich Euch das letzte Interview gab. Dies ist jetzt eine Zeit, ein neuer Abschnitt, wo alles ins Rutschen kommt zugunsten von Anpassung und Loyalität gegenüber diesem Staat. Und zwar nicht nur dort, wo Leute im Parlament sitzen. Wenn Joschka Fischer sagt: Ich geh jetzt zum Dregger und erklär' ihm, wir sind einverstanden, wir bleiben in der Nato, aber dafür gibst Du das Wiedervereinigungsgebot auf — da gibt es niemanden mehr, der sich ausschüttet vor Lachen über dieses Wiener-Kongreß-Feeling, in dem die Staatsmänner Fischer und Dregger Abmachungen paraphieren."

An eine Szene aus »Jules und Jim« hat Ben's HistoMat (*Debatte* 10/87) erinnert. Sitzen zwei im Café, und der eine sagt: "Der Sozialismus marschiert", antwortet der andere: "Ich habe überhaupt keinen Humor." Nun haben wir die umgekehrte Lage und noch viel weniger Humor. Nicht nur wird nicht gelacht und nicht gedacht. Gremliza ist der Verräter des Komplotts. Auch wir haben eine Pfeiffer-Affäre und Halbmaß für Barschel. "Die Kampfgemeinschaft ohne Kampf", die, wie Gremliza dem *Arbeiterkampf* sagte, "von der SPD, über die Grünen in die DKP hinein,

bis zum Sozialistischen Büro und sonstwohin reicht", schlägt zurück. Nun zeigt sich, daß es nicht darum ging, was Wallraff geschrieben hatte, sondern daß er geschrieben hatte; nicht seine Enthüllungen waren von Bedeutung, der enthüllende Star war bedeutsam. Und nicht allein der Star war interessant, die Potenzierung der einfachen Wirklichkeit, die sein Dasein trägt, war interessant. "Wer einen erkennbaren Trottel einen Trottel nennt, macht sich der Verdopplung dieses Trottels schuldig. Das gilt auch für den, der nichts anderes tut, als miese Zustände miese Zustände zu nennen" (Gremliza). Aber darauf basiert schließlich die Misere der neuen Arbeiterkultur, die sich im Elend ergeht, um es zu verdoppeln, weil es in einfacher Form zu wenig Erregungspotential hergibt. Das nicht zu bedenken, war ein Fehler. Das Tabu, das Gremliza berührte und entweichte, ist nicht im Gedenken an Ausländerfeindlichkeit und Pressemanipulation errichtet worden, es stand für reines Gewissen.

Gremliza im *Arbeiterkampf*: "Wenn man sich die Geschichte der westdeutschen Linken seit 67 einmal anschaut, muß man schon sagen: was an Erkenntnissen bereits gewonnen schien, hat sich bei vielen in eine Art Gesinnungsgallert aufgelöst, das jegliche Konturen und Radikalität verloren hat. Die Wanderung des Schwerpunkts vom Kopf in den Bauch hat zu einer geistigen und politischen Entmachtung der Linken geführt."

Konkret zu Ebermann: "War das Projekt 'Grüne Partei' nicht auch die letzte Chance aller 68er, die frühere Angebote verpaßt hatten, und deshalb noch in ihren K-Gruppen oder auf der

'Ssien' herumhockten, doch noch zu bürgerlicher Wohlanständigkeit sich durchzumogeln: vom Streetfighter über grünen Radikalinski zu Talk-Show-Prominenz?"

Thomas Ebermann zu *Konkret*: "Ich glaube, Du ahnst gar nicht, wieviel Angst ich davor habe, daß Du recht haben könntest."

*

Eine andere Geschichte über Günter seine Kreise geht so:

An einem Montag im Sommer 1983, es war kurz vor Redaktions-schluß, wurde es im Treppenhaus des Gebäudes der ehemaligen *Deutschen Volkszeitung* plötzlich sehr laut. Eine Gruppe revolutionär gestimmter Gewerkschafter, in ihrer Mitte Günter Wallraff, stob herauf, voran die Rote Fahne. Eine Betriebsbesetzung war in Gang gekommen, die erste und bisher letzte seitens der Düsseldorfer Arbeiterbewegung und ihrer Kölner Freunde nach 1945. Wallraff und seine Kollegen verlangten die Redaktionsleitung zu sprechen und anzuklagen. Sie sollte Rechenschaft geben, warum sie einen seiner literarischen Freunde, der zugleich Mitglied der Redaktion war, entlassen hatte. Die Bewegung wurde in die Kantine im dritten Stock gebeten und kam dort zur Ruhe. Nach einiger Zeit, es war kurz vor Tisch, verließen die Besetzer das Haus wieder. Ihr Zweck hatte sich in ihrer Bewegung erfüllt. Zurück blieb die Rote Fahne. Die *Deutsche Volkszeitung* hat dann ohnedies im Herbst 1983 ihr Erscheinen einstellen müssen.

*

Fritz Noll, früher einmal stellvertretender Chefredakteur der DKP-Zeitung *Unsere Zeit* und stets um den Verfall der "bürgerlichen politischen Kultur" der BRD besorgt (vgl. *Debatte* 1/84), heute Mitglied des Sekretariats der DKP, plant eine neue Wochenzeitung. In *Unsere Zeit* vom 17. 11. 87 kündigte er an, wie und wo die neue "kommunistische Wochenzeitung", die im Januar 1989 erstmals erscheinen soll, plazierte werden wird: "Die UZ", so Noll, "wird ihre unersetzliche Rolle als zentrale Tageszeitung der DKP beibehalten und vor allem die Aufgabe haben, die Mitglieder der DKP und andere politisch aktive Kräfte aus der Arbeiterbewegung, den Gewerkschaften und den demokratischen Bewegungen so rasch wie möglich mit Informationen sowie mit dem authentischen Standpunkt der DKP zu den Ereignissen und Entwicklungstendenzen in allen Bereichen ... bekannt zu machen." Nolls Wochenzeitung dagegen wird sich "bei klarem kommunistischen Profil in Form und Inhalt über diesen Kreis hinaus im breiten Maße an Männer, Frauen und Jugendliche aus der arbeitenden Bevölkerung im Umfeld der einzelnen DKP-Mitglieder und der DKP-Parteiorganisationen wenden." Authentisch die eine, breit die andere, so wird keine keiner im Wege stehen. Aber irgend jemand wird das Feld wohl räumen müssen.

*

"Das aufgezeigte Hier, das ich festhalte, ist ebenso ein *dieses* Hier, das in der Tat *nicht dieses* Hier, sondern ein Vorn und Hinten, ein Oben und Unten, ein Rechts und Links ist. Das Oben ist selbst ebenso dieses vielfache Anderssein in oben, unten usw. Das Hier, welches aufgezeigt werden

sollte, verschwindet in anderen Hier, aber diese verschwinden ebenso; das Aufgezeigte, Festgehaltene und Bleibende ist ein *negatives Dieses*, das nur so ist, indem die Hier, wie sie sollen, genommen werden, aber darin sich aufheben; es ist eine einfache Komplexion vieler Hier. Das Hier, das gemeint wird, wäre der Punkt; er ist aber nicht: sondern, indem er als seiend aufgezeigt wird, zeigt sich das Aufzeigen, nicht unmittelbares Wissen, sondern eine Bewegung von dem gemeinten Hier aus durch viele Hier in das allgemeine Hier zu sein, welches, wie der Tag eine einfache Vielheit der Jetzt, so eine einfache Vielheit der Hier ist.

Es erhellt, daß die Dialektik der sinnlichen Gewißheit nichts anderes als die einfache Geschichte ihrer Bewegung oder ihrer Erfahrung, und die

sinnliche Gewißheit selbst nichts anderes als nur diese Geschichte ist. Das natürliche Bewußtsein geht deswegen auch zu diesem Resultate, was an ihr das Wahre ist, immer selbst fort und macht die Erfahrung darüber; aber vergißt es nur ebenso immer wieder und fängt die Bewegung von vorne an. Es ist daher zu verwundern, wenn gegen diese Erfahrung als allgemeine Erfahrung, auch als philosophische Behauptung, und gar als Resultat des Skeptizismus aufgestellt wird; die Realität oder das Sein von äußeren Dingen als *diesen*, oder sinnlichen, habe absolute Wahrheit für das Bewußtsein. Eine solche Behauptung weiß zugleich nicht, was sie spricht, weiß nicht, daß sie das Gegenteil von dem sagt, was sie sagen will." Hegel, ebd.

T.N.

Niclas Luhmann: "Selbst wenn man also mit einer Ausschöpfung des Gedankenguts der Klassiker früher oder später rechnen müßte, hätte man mit der selbsterzeugten Dunkelheit immer noch genug zu tun."

Gesamtinhaltsverzeichnis 1987 nach Autoren

(1-84 bis 12/86 findet sich in 12/86)

Bernd **Apel**

Stillstand am Umkehrpunkt? [3/87]

Hannah **Arendt**

Organisierte Schuld — *Nachdruck* (eingeleitet von Wilhelm Paul) [6-7/87]

Arno **Bammé**

Wenn aus Chaos Ordnung wird — Die Herausforderung der Sozialwissenschaft durch Naturwissenschaftler I+II [4+5/87]

Arno **Bammé**, Renate **Genth**, Eggert **Holling**, Peter **Kempin**

Technik und Technikkritik — Wider den Frankfurter Reduktionismus [6-7/87]

Matthias **Beltz**

Wer hat den Klassenfeind geklaut? — Groddeck [3/87]

Die unteilbare Logik [4/87]

Michael **Ben**

Die sowjetische Kulturrevolution — Vom regulierten zum sich selbst regulierenden System? [2/87]

Ben's HistoMat — Mitternachtszeitung für gebildete Leser [10+11+12/87]

Zeitschriftenschau — Das Kondom als Zipfelmütze [11/87]

Michael **Charlier** (vor 8-9/87 als Jacques Limburger)

Von Pflanzen und anderen Gesellschaften [8-9/87]

Haltet die Welt an — ich will aussteigen — Der politische Exotismus auf der Flucht vor der Geschichte [11/87]

Die Rückkehr der Titanic [12/87]

Herbert **Claas**

Marx und Ford — Weißer Sozialismus in den 20er Jahren [3/87]

Charles E. **Curran**

Katholik und Amerikaner sein [10/87]

Alain **Durand**

Renovatoren oder Liquidatoren? [3/87]

Axel **Eggebrecht**

Kritik und Verbindlichkeit [11/87] *Nachdruck*

Bernd **Fichtner**

Der unmittelbare Bezug auf Gesellschaft als Kurzschluß — Anmerkungen zur Diskussion um die 'Neue Allgemeinbildung' [3/87]

Gerd **Fuchs**

Zu einigen Aspekten von WRL's Artikel »Optimierung der Arbeitszeit statt Verkürzung I« in 1/87 [3/87]

Peter Furth

Zu einer Phänomenologie der Enttäuschungen I, II, III [2, 3, 5/87]

Bernd Greiner

Amerikanischer Skandal oder Der neue Dissens [2/87]

Wilhelm Hoegner

Der Untergang [5/87] *Nachdruck*

Agnes Hüfner

Wahlkreuz [1/87]

Das unglückliche Bewußtsein — Hans Mayer zum 80. Geburtstag [4/87]

In memoriam — Ein Kapitel aus der Literaturgeschichte der Bundesrepublik unter besonderer Berücksichtigung der Wortproduzenten [8-9/87]

Emil Szitty [10/87]

Martin Jürgens

Anhaltende Zopfzeit — Über meine Großmutter, einen Text Robert Walsers und Lenin [6-7/87]

Immanuel Kant

Aus der Vorrede B zur »Kritik der reinen Vernunft«, 1787 [1/87] *Nachdruck*

Sabine Kebir

Die Mutterstrafe — Im Sommer des 25. Jahrestages der Unabhängigkeit —

Probleme des Bevölkerungswachstums in Algerien [8-9/87]

Brecht als Liebeskünstler [11/87]

Blumen — Perlen — Gazellen, Patriarchalische Metaphorik und ihre Aufhebung in der Liebeslyrik [12/87]

Clemens Knobloch

Über die erweiterte Reproduktion der Individuen [6-7/87]

Hans-Jürgen Krysmanski

Perspektiven der Gesellschaftstheorie — Je größer die Fragen, desto kleiner die Form der Antworten [1/87]

Hagen Kühn

Am Fallschirm — Sozialpolitische Umverteilung und private Produktion [4/87]

Die rationalisierte Ethik — Zur Moralisierung von Krise und Krankheit, I+II [8-9+10/87]

Johannes Kuppe

"Neues politisches Denken" auch in der DDR? [1/87] *Dokumentation*

Peter Maiwald

Neue Gedichte [2/87]

Gangart [10/87]

Neues Denken [11/87]

Karl Marx

Abschweifung (über Produktive Arbeit) [10/87] *Nachdruck*

Peter de Mendelssohn

Die Beendigung der geistigen Isolation Deutschlands [11/87] *Nachdruck*

Thomas Neumann

Minderheitsfähig — Über Günter Gaus' Buch »Die Welt der Westdeutschen«

[1/87]

Honi soit qui mal y pense (-II) [3/87]

Der Ausbruch einer Ketzerei — Hans Jörg Sandkühlers Humanismustheorie [5/87]

Das Riesenspielzeug — Die bäuerliche Landwirtschaft ist an ihr Ende gekommen [8-9/87]

Helmut Schelskys »Ortsbestimmung der deutschen Soziologie« von 1959 [11/87]

Zeitschriftenschauen: [1/87]; — Saint Simons Frage zweiter Teil [2/87]; —

[3/87]; — Der deutsche sozialistische Ödipuskomplex [4/87]; — [5/87]; —

Faktor Mensch [6-7/87]; "Gewerkschaftliche Kulturarbeit" [8-9/87]; — The girl I let behind me is every day before me [10/87]; — Ein ruhiges Land III [12/87].

Arnhelm Neusüss

Das utopische Zeitalter — Versuch, einen Rückblick voranzusehen, I+II [10+11/87]

Michael Otte

Verstand und Vernunft in Hegels »Wissenschaft der Logik« und anderswo [4/87]

Heinrich Pacht

Das Gerät [5/87]

Hans Platschek

Das wahre Leben [1/87]

Dada und die Unsterblichkeit [3/87]

Ein Aufstand der Fiktionen [6-7/87]

Redaktion

Dokumentationen: Mit der Würde des Hohen Hauses unvereinbar (Landtag NRW): Günter Grass [10/87]; Ist Schily ein Marxist? (Arbeiterkampf) [4/87]; 40% leben von "Veredelung" — Agrarindustrie um Vechta (Unabhängige Bauernstimme) [5/87]; Briefwechsel Dubcek/Gorbatschow [12/87]; Miszellen; Editorials...

Thomas Rothschild

Bitte um eine Pause [12/87]

Kalle Scherfling

Das trojanische Kind + Lieber Ben — *Editorial* [6-7/87]

Michael Schneider

Das Leben wird ein Epigramm — Zwei Szenen zu Georg Büchner [1/87]

Ketzerische Betrachtungen über den gegenwärtigen Literaturbetrieb, die Herren der kritischen Zunft und die Säulenheiligen des Feuilletons [2/87]

Teiresias im Exil — Zum 100. Geburtstag von Arnold Zweig [12/87]

Michael Springer

Beschreiben und Urteilen [12/87]

Armin Steil

Eine "Psychoanalyse" des Sozialen — Pierre Bourdieus Theorie der symbolischen Gewalt [4/87]

Hermann Treusch

Der Schauspieler eine fremde Ware — allen bekannt [2/87]

Frank Unger

Auf der Suche nach einem neuen Amerika [8-9/87]

Rafael de la Vega

Postmoderne Linke — Über die Tragik nicht nur der spanischen Linken I+II [12/86 +1/87]

Margot Voß

Briefe an Heinrich Mann [1/87]

Stephan Wackwitz

Das Hinterland der Vernunft — Drei Kinderbücher von 1954 [6-7/87]

Die Welt im Fenster der Kammer des armen Poeten — Unterwegs zu einer Theorie des Angestelltenschriftstellers [12/87]

Uwe Wandrey

Rohrhydraulik und Karrieren — Ein Kammingespräch [5/87]

WRL

Optimierung der Arbeitszeit statt Verkürzung — Thesen über Materialismus und Technik I+II [1+2/87]

NEU

Wolfgang Luthard/Arno Waschkuhn (Hg.)

POLITIK UND REPRÄSENTATION

Beiträge zur Theorie und zum Wandel politischer und sozialer Institutionen. Mit Texten von Gerhard Göhler, Bernhard Claßen, Jürgen Fijalkowski, Detlef Perner, Roland Czada, Werner Pfennig u. a.

Stichworte zum Inhalt: Institutionentheorie, Eliten, direkte Demokratie, Interessenvermittlung, Verwaltungshandeln, politische Rituale, Ausländerwahlrecht, internationale Vergleiche ca. 290 Seiten, DM 24,80 · ISBN 3-924800-63-4

Thomas Meyer (Hg.)

LIBERALISMUS UND SOZIALISMUS

Beiträge zum Verhältnis zweier Ideologien und gesellschaftlicher Bewegungen. Texte von Angelo Bolaffi, Otto Dann, Dieter Haselbach, István Hülvely, Otto Kallscheuer, Jiri Kosta, Mario Telò u. a.

136 Seiten, DM 19,80 · ISBN 3-924800-07-3

Karl Theodor Schuon

POLITISCHE THEORIE DES DEMOKRATISCHEN SOZIALISMUS

Eine Einführung in die Grundelemente einer normativ-kritischen Theorie demokratischer Institutionen und Begründung konkreter Reform- und Demokratisierungsvorschläge.

320 Seiten, DM 19,80 · ISBN 3-924800-61-8

SP-Verlag, N. Schüren, Deutschhausstr. 31, 3550 Marburg.

Auslieferung: BücherPresse, Postfach 500266, 2000 Hamburg 50

SP-Verlag
Marburg



Klartext

Klartext-Verlag, Viehofer Platz 1, 4300 Essen 1, Tel.: 0201 / 23 45 38

NEU ZUR BUCHMESSE

Hans Dieter Baroth
**Mann
ohne
Namen**



Hans Dieter Baroth
Mann ohne Namen
212 S., 24,80 DM
ISBN 3-88474-325-2

»... Ohne falsches Gefühl werden
Stimmungen eingefangen und Bil-
der vom Leben im einstigen Koh-
lenpott, die haften bleiben.«

Lisette Milde (Hg.)
Mütter
Ein Lesebuch



Lisette Milde (Hg.)
Mütter
Ein Lesebuch
160 S., 16,80 DM
ISBN 3-88474-423-2

**Mütter – Zwischen Ideologie und
Wirklichkeit**
Ein Lesebuch zum Selberlesen
und Verschenken – nicht nur zum
Muttertag!



Wolfdietrich Götz,
Ellen Lissek (Hg.)
Abi, Studium und dann?
144 S., 14,80 DM
ISBN 3-88474-425-9

**Ausbildungsnahe Arbeitsplätze auf
die man erst kommen muß! –
Adressen, Tips und Informationen.**

die horen

Herausgegeben von
Kurt Morawietz

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik

„Größte und wichtigste Literaturzeitschrift in deutscher Sprache“ (NDR). „Wichtigste Kulturzeitschrift“ (Aspekte/ZDF). „Eine Publikation von internationalem Format und Ruf“ (Börsenblatt des Deutschen Buchhandels). Alfred-Kerr-Preis 1980.

„Konkurrenzlos auf der ganzen Strecke zeitgenössischer Literatur“ (Die Weltwoche, Zürich). „Ein Stachel ins Hirn des belletristischen Lesers“ (DIE ZEIT). „Eine der wenigen Literaturzeitschriften, die es geschafft haben, Qualität und Dauer zu vereinen“ (Frankfurter Rundschau). „Eine der gescheitesten und konsequentesten unter den Zeitschriften in Deutschland“ (Times, London).

„Die einzige Zeitschrift ihrer Art, die zu einer ernsthaften Konkurrenz der fest etablierten Zeitschriften großer Verlage geworden ist“ (Die Tat, Zürich). „Nichts von der Stange, richtig was zum Lesen“ (Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt).

JETZT IM 33. JAHRGANG. Mit bisher 148 Ausgaben. Literatur & Politik. Wirklichkeit & Visionen. Ästhetik & Utopie. Poesie & Geschichte. Heimat & Exil. Klassik & Moderne. Von Büchern & Menschen. Vergessene Autoren. Formen des Widerstands. Literatur als Gedächtnis der Welt. Motto: „Man muß die Leute inkommodieren, ihnen ihre Behaglichkeit verderben, sie in Unruhe und Erstaunen setzen“

(Friedrich Schiller).

»die horen« im
Wirtschaftsverlag



Verlag für neue Wissenschaft GmbH
Postfach 10 11 10
2850 Bremerhaven 1

Jahresabonnement
(4 Bände): DM 48,-;
Einzelausgabe
(jeweils ca. 220 Seiten):
DM 15,-,
zzgl. Versandkosten



wiener tagebuch

Zeitschrift für Kultur und Politik. links & unabhängig.

Im Oktober-Heft schreiben unter anderem: *Peter Rosner* über die Linke und die Verstaatlichte. *György Dalos* über Janos Kádár. *Christof Reinprecht* über die Gewaltfrage. *Ilse Pollack* über den mosambikanischen Maler Malangatana. *Karl-Markus Gauß* über den Schriftsteller Friedrich Glauser.

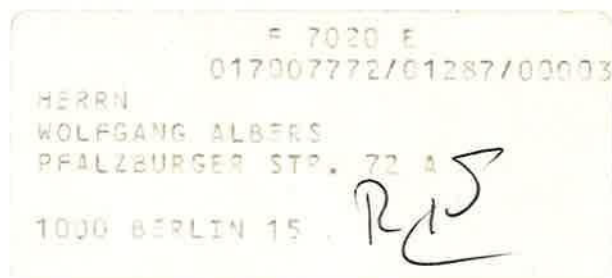
Im November-Heft Beiträge von: *Alexander Van der Bellen* über Dr. Basil und die Noricum. *Lepold Spira* über 70 Jahre Oktoberrevolution. *Georg Scheuer* über den März '38. *Paolo Sprano* über Gramsci und die Oktoberrevolution. *Kurt Luger* über Tibet.



Das Wiener Tagebuch erscheint monatlich. Einzelpreis: öS 40,-,-, Jahresabonnement: öS 320,-,- (Studenten: öS 200,-,-). Erhältlich im guten Buchhandel. (Ausland: öS 400,-,-/DM 55,-,-; Studenten: öS 250,-,-/DM 35,-,-). Abonnementbestellungen an: Redaktion Wiener Tagebuch, Belvederegasse 10, 1040 Wien.

Kostenlose Probeexemplare anfordern!

Anzeige



geplant für

1/88

Januar

Clemens Knobloch
Andersch und Carl Schmitt

Peter Furth
Romantik der Entfremdung
Überlegungen zu einer Phänomenologie der Enttäuschungen — IV

Thomas Rothschild
Die rückwärtsgewandte Utopie
Irrationalismus und Idylle bei Tarkovskij

außerdem Texte von Hans-Dieter Bamberg, Michael Ben, Thomas
Neumann, Hermann Treusch ...

(ab 9. Januar)